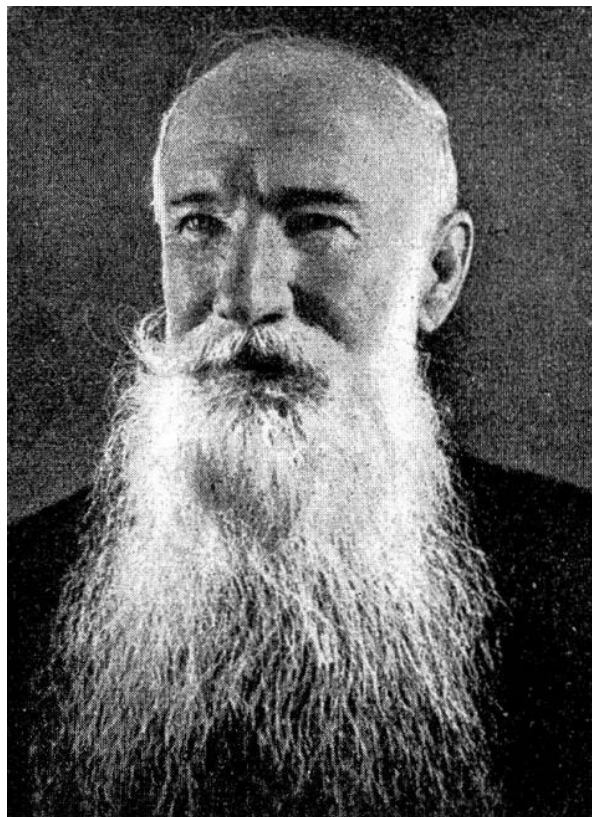


Prof. Dr. Dr. h.c. J. Ulrich Duerst

**Auszüge aus Publikationen zu Equiden
von 1922 bis 1929**



**Schweizerische Vereinigung für die Geschichte der
Veterinärmedizin**

**Association Suisse pour l'Histoire de la Médecine
Vétérinaire**

Neujahrsgabe 2024 – Etrennes 2024

<u>Inhalt</u>	Seite
Einleitende Worte	3
Zur Biographie von Johann Ulrich Duerst	5
Prolog	7
Duerst J.U. (1922): Die Beurteilung des Pferdes Vorwort Inhaltsverzeichnis Literaturhistorische Einleitung	
Duerst J.U. (1925): Kulturhistorische Studien zur schweizerischen Pferdezucht.	
Duerst U. (1929): Maultier, Stang V. und Wirth D.: Tierheilkunde und Tierzucht. Band VII, pp. 39-45	
Duerst U. (1929): Esel, in Stang V. und Wirth D.: Tierheilkunde und Tierzucht. Band VII, pp. 309-314	

Einleitende Worte

Mit dieser Neujahrsgabe sollen die Verdienste von Professor Johann Ulrich Duerst für die Pferdemedizin in Erinnerung gerufen werden. Er befasste sich während seiner Lehr- und Forschungstätigkeit nicht nur mit den Pferdekrankheiten, sondern auch mit der Pferdezucht und der Kulturgeschichte der Hippologie.

Hanspeter Meier, Vorstandsmitglied der SVGVM und selbst ausgewiesener Experte rund um die Pferdemedizin, Pferdezucht und Geschichte der Equiden hat verdankenswerterweise einige bedeutende Werke von Johann Ulrich Duerst aufgearbeitet und macht diese mit vorliegender Neujahrsgabe Interessierten zugänglich.

Dafür sei ihm recht herzlich gedankt.

4244, Röschenz, im Dezember 2023

Schweizerische Vereinigung für die Geschichte der Veterinärmedizin

Ignaz Bloch, Präsident

Zur Biografie von Prof. Dr. Duerst

Duersts Wiege stand in Köln, wo er am 4. Oktober 1876 als Sohn eines Auslandschweizers zur Welt kam. Seine Mutter entstammte einer ostpreußischen Gutsbesitzersfamilie und vielleicht kam mütterliches Erbgut darin zum Ausdruck, dass sich Duerst nach Abschluß seiner in Zürich verbrachten Gymnasialzeit eben dort dem Studium der Landwirtschaft und Zoologie zuwandte. Seine Begabungen und Neigungen ließen ihn schon mit seiner Dissertationsarbeit «die Rinder Assyriens, Babylonien und Aegyptens und ihr Zusammenhang mit den Rindern der alten Welt», die er bei Prof. C. Keller einreichte und mit der er zum Dr. phil. promovierte, erfolgreich ein Gebiet wählen, dem er später viele Jahre seines Lebens widmete: die Abstammungslehre der Haustiere.

Die rege Publikationstätigkeit Duersts lenkte die Aufmerksamkeit des Leiters der Turkestan-Expedition der Carnegie Institution, B. Pumpelly auf ihn, der ihn zu der Bearbeitung der Haustierfunde von Anau einlud, eine Aufgabe, die er in zwei umfangreichen Arbeiten, welche in den Annalen der Carnegie Institution erschienen sind, erfüllte.

Auch nach seiner im Jahre 1908 erfolgten Berufung auf den Lehrstuhl für Tierzucht und Veterinärhygiene an der Universität Bern, galt sein Schaffen zuerst noch Haustierabstammungsfragen (z.B. das Schweizer Pferd und die Schweizer Rinderrassen betreffend), zu denen er auch zahlreiche Schüler anleitete, doch wandte er sich bald einem Gebiet zu, dem er schon eine Jugendarbeit «Wirkung der einseitigen Enthornung auf die Schädelbildung» gewidmet hatte: Der Beziehung zwischen Funktion und Gestalt. Die gegenseitige Bedingtheit von Gestalt und Funktion und die Vererbung erworbener Eigenschaften ein, Gedankengänge, die unter anderem seiner Arbeit über «die pathologischen Deformationen als Gattungs-, Art- und Rassebildender Faktor» und einer großen Anzahl der Dissertationen zu Grunde liegen, die unter seiner Leitung entstanden, wie die über die Entstehung der Nackthals- und Haubenhühner, der Seiden- und Wollfeder-, der Locken- und Struppbildung.

Eine weitere Gruppe von Arbeiten ist der Frage der Umweltwirkung auf den Tierkörper gewidmet und hier fesselte ihn besonders der Einfluß von Klima und Scholle auf das Blut, dessen Zusammensetzung, auf Haar und Pigment, Fragen, denen sowohl eine ganze Anzahl eigener Arbeiten als solche seiner Schüler galten und die ihn zu einer neuen Fassung des Konstitutionsbegriffes führten.

Der Beschäftigung mit der in einem Gebirgslande wie der Schweiz besonders wichtigen Fragen des Einflusses des unterschiedlichen Sauerstoffgehaltes in Tal und Höhe auf den Tierkörper, mit der sich seine Rektoratsrede und einige weitere Veröffentlichungen befaßte, entsprangen seine Schilddrüsenstudien, die in einem umfangreichen Buch über den Kropf ihren Niederschlag fanden.

Zu Duersts Vorlesungsbereich gehörte auch die Pferde- und Rinderbeurteilung, die ihn in ihren komplexen Beziehungen besonders anzog. Der Exterieurlehre des Pferdes ist sein 1922 erschienenes Buch «die Beurteilung des Pferdes» gewidmet.

Sowohl diese Arbeit wie das 9 Jahre später erschienene umfassende Buch «Grundlagen der Rinderzucht» sind auch ins Russische übersetzt worden. Duersts wissenschaftliche Bedeutung ist von vielen Stellen des Auslandes anerkannt und durch wissenschaftliche Ehrungen bezeugt worden. Die Universität Berlin ernannte ihn im gleichen Jahre, in dem er die Würde des Rektors der Universität Bern bekleidete, zum Ehrendoktor der Veterinärmedizin. Er war Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Akademien und Gesellschaften und wurde von der deutschen Gesellschaft für

Züchtungskunde mit der höchsten Auszeichnung, die sie zu vergeben hat, der goldenen Nathusius-Medaille, von der Société Nationale d'acclimatation in Paris als erster Ausländer mit der goldenen Geoffroy St. Hilaire Medaille ausgezeichnet.

Wenige Tage nach der Vollendung seines 74. Lebensjahres verschied am 7. Oktober 1950 in Ins, wo er seit einem Jahre im Ruhestande lebte, Prof. U. Duerst, der während 4 Jahrzehnten die Lehrkanzel für Tierzucht und Veterinärhygiene an der Universität Bern inne gehabt hatte.

Nachruf von Walter Weber, Bern, in der Zeitschrift: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern. Neue Folge, Band 8, 1951

Prolog

Es ist mittlerweile bereits ein Jahrhundert, seit sich Professor Ulrich Duerst in Bern den Equiden widmete. Es ist somit gerechtfertigt, sich seinen Arbeiten wieder zuzuwenden, einerseits weil sich die Zeiten bekanntlich ändern und andererseits, weil seine hervorragenden Publikationen meines Erachtens von grosser historischer Bedeutung sind. Damals gehörte die Pferdemedizin zu den bedeutendsten Gebieten der Veterinärmedizin, belegt durch viele Beispiele der Fachliteratur zu jener Zeit. Stellvertretend seien folgende zitiert:

1878: Pokorny G.: Skizzen zur Geschichte des Pferdes, des Reit- und Fahrwesens

1883: Fries M.: Das Pferd - Struktur, Züchtung, Behandlung, Mängel und Krankheiten

1887 Zipperlen W.: Der illustrierte Haustierarzt für Landwirthe und Hausthierbesitzer, bis 1922: Zipperlen's illustrierter Haustierarzt für Landwirte und Haustierbesitzer

1900 Lampe M.A., Davenport H. und Nagel W.: Das Pferd - Anatomie, Rassen, Zucht und Krankheiten des Pferdes

1902 Born L. und Möller H.: Handbuch der Pferdekunde für Offiziere und Landwirte

1918 Buck P.D.: Ueber schweizerische Pferdezücht. Allgemeine schweizerische Militärzeitung, Band 64=84, Heft 6, 45-47

1921 Ehrhardt J.: Die schweizerische Haustierzucht (Festschrift der vet.-med. Fakultät Zürich 1820-1920)

Im Gegensatz zu obigen Schriften wirkt das Buch von Raulff (2015) „Das letzte Jahrhundert der Pferde - Geschichte einer Trennung“ geradezu befremdend, führt uns aber die Entwicklung der Bedeutung des Pferdes vor Augen. Dabei zeigt sich, dass die Pferdebestände und die Anzahl Personen, die sich mit Pferden beschäftigen sinken, sowohl in der Pferdezücht als auch im Pferdesport. Und nicht zuletzt sind analoge Entwicklungen in unserem Berufsleben festzustellen, wie bspw. der Mangel an Tierärzt*innen für die Betreuung von Equiden.

Es bestehen also nicht nur rein historische Interessen an dieser Materie, viel mehr möchten wir uns auch an die Meinung von Hoffmann erinnern (Atlas der tierärztlichen Operationslehre, Stuttgart 1908): *„Wer nicht die Geschichte seines Faches kennt, ist ein armer Mann, den Irrwege oft um den besten Teil seines Fleisses bringen“*.

Somit wollen wir uns den folgenden Publikationen unseres Kollegen Duerst widmen:

Duerst J.U. (1922): Die Beurteilung des Pferdes (mit 148 in den Text gedruckten Abbildungen und einer farbigen Tafel). Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart

Duerst J.U. (1925): Kulturhistorische Studien zur schweizerischen Pferdezücht. Verlag der Schweizerischen Landwirtschaftlichen Monatshefte, Benteli A.-G., Bern-Bümpliz

Duerst U. (1929): Maultier, Stang V. und Wirth D.: Tierheilkunde und Tierzucht. Band VII, pp. 39-45

Duerst U. (1929): Esel, in Stang V. und Wirth D.: Tierheilkunde und Tierzucht. Band VII, pp. 309-314

Die Beurteilung des Pferdes (1922), Duerst J.U.

Vorwort

Das nunmehrige Erscheinen dieses Buches ist im Grunde eine Folge des grossen Krieges. Es war ursprünglich meine Absicht, mit diesem Werke erst dann vor die Öffentlichkeit zu treten, wenn ich 10'000 Pferde mit je 40 Massen gemessen und das Material rechnerisch verarbeitet hätte. Ich kann dies nun nicht mehr erreichen, sondern muss bei wenig über 2'000 Pferden stehen bleiben, denn die Folgen des Krieges haben meine privaten Verhältnisse so verändert, dass mir das Erreichen des Zieles in absehbarer Zeit unmöglich sein wird. Ausserdem habe ich in den letzten Jahren zahlreiche neue Gesichtspunkte der Pferdebeurteilung aufgefunden und in meinen Vorlesungen schon seit Jahren doziert, so dass, wenn meine Priorität gewahrt bleiben soll, es nötig erscheint, meine Forschungen über den Pferdekörper im Zusammenhange darzulegen.

So ist dieses Werk fertig geworden als die Frucht 20jähriger Literaturstudien und 14-jährigen Messens und Forschens.

Ich habe mich der Genauigkeit in demselben befleissigt, um recht brauchbare Angaben, Zahlen und Werte zu bieten. Wenn die Zahlen nicht so zuverlässige Mittelwerte sind, wie ich es gerne möchte, so rührt das eben davon her, dass die Zahl der so verschiedenartigen Pferde, die gemessen und geprüft wurden, noch lange nicht genügt, um die einzelnen Gruppen völlig einwandfrei und scharf in Mittelzahlen zu charakterisieren. Ich bedaure diesen Mangel sehr, hoffe aber, dass man meinen guten Willen und Eifer anerkennen möge und so meine Resultate doch anregen werden zur Erkenntnis der Ursachen der Formgestaltung des Pferdekörpers und zur Ergänzung meiner Versuche an grösseren, einheitlicheren Gruppen von Pferden.

Der dem Buche zugrunde liegende Gedanke ist der in meinen früheren zoologischen und paläontologischen Forschungen stets vertretene entwicklungsmechanische der Wirkung von Aussenwelt und Eigenbewegung auf die Gestaltung der einzelnen Organe und auf die gesamte Form des Pferdes.

Im konkreten Falle liess sich durch die moderne exakte Methodik der Biometrie recht brauchbares Beweismaterial beibringen, denn mitten aus einer rein zoologischen Arbeit heraus wurde ich durch die Verarbeitung meiner Masszahlen auf die Wirkungen der verschiedenen Bewegungsart auf die Beinknochenlängen der Tiere geführt und fand dann bei der Kontrolle an den Pferdmassen ähnliche Verhältnisse wieder. In gleicher Weise gelangte ich schon früher zur Erkenntnis der Haarwirbelschrift auf der Pferdehaut und der Blutbeschaffenheit als Ursache der Zellstruktur und der Körperform und Konstitution der Pferde, sowie neuerdings des Zusammenhanges der Blutalkalität mit der Haarfärbung.

Je nach diesen neuen Beobachtungen nahmen die einzelnen Faktoren in meinen Augen einen anderen Wert an, als er ihnen bisher in der Pferdebeurteilung zugesprochen wurde.

Als Lehrer an einer Hochschule eines dreisprachigen Landes war es nun im fernern meine Pflicht, die Nomenklaturen in den drei Landessprachen genau zu vergleichen und zu vereinheitlichen; besonders da hier bisher immer ein grosser Mangel bestand und Einheitlichkeit fehlte. Ich habe dieser Aufgabe ebenfalls viel Liebe entgegengebracht, da ich ja, wie meine früheren Schriften beweisen, stets der

historischen Sprachforschung grosses Interesse abzugewinnen vermochte. Es dürften nur wenige Werke über Pferdebeurteilung sein, die ich nicht durchstöbert habe, wenn ich auch die meisten nicht direkt verwerten konnte. Dennoch war es mir trotz jahrelangen Studiums in den grossen Bibliotheken des Kontinents und Englands und fleissiger Auszüge nicht möglich, bei der Ausarbeitung des Buches immer gerade die Stellen wiederzufinden, die sich plötzlich als wichtig erwiesen und eine erneute Konsultation seltener Werke verlangten. Ich hätte sie nicht mehr zu benutzen vermocht, wenn nicht mein lieber Vetter *A l f r e d K u b l i* mir in liebenswürdigster Weise seine Person und Zeit zur Verfügung gestellt und hauptsächlich in den Pariser Bibliotheken den seltenen Werken nachgespürt und die betreffenden Stellen nochmals aufgeschlagen und abgeschrieben hätte. Ihm sei hier mein herzlichster Dank dargebracht. So glaube ich literatur-historisch in keiner Sprache einen gröbern Irrtum begangen und meine kritisch revidierte Nomenklatur historisch begründet und zuverlässig gemacht zu haben.

Dass natürlich dabei eine Auswahl zwischen den älteren und neueren Namen für das gleiche getroffen werden musste, ist klar. Es wurde stets entweder der älteste oder, wenn dieser irrtümlich oder unklar, der nächstälteste klare Namen gewählt. Die durchgesehenen Werke zu zitieren war unmöglich, ohne noch mehrere Druckbogen mit Tinte zu füllen. Zitiert sind daher hier nur die Arbeiten, die am meisten benützt worden sind und nicht allein für Nomenklaturfragen. So habe ich die italienischen Namen sowohl nach den alten, wie neueren Autoren zusammengestellt, von denen besonders *V o l p i*, *Trattato della esterna conformazione del Cavallo*, Milano 1823, mir am wertvollsten war, während gerade *E i s e n b e r g*, *La Perfezione e i difetti del Cavallo*, Firenze 1753, trotz seiner vielversprechenden Einleitung bedenklich viele Verwechslungen von Namen und andere Irrtümer aufweist. Als neuere Autoren benutzte ich noch *G a z z o l a*, *Ippologia ossia Trattato universale de' Cavalli*, Firenze 1837, und *M a r c h i*, *Ezoognosia*, Milano 1902. Unrichtig übersetzte und eingebürgerte Namen habe ich neu gestaltet und hier hat mich mein früherer Schüler, Dr. *T r a n q u i l l o S n o z z i* in Bellinzona eifrigst mit Rat unterstützt, auch ihm meinen Dank.

Von der allmodernsten Literatur konnte ich nicht mehr benutzen als das neue Buch meines werten Kollegen *Z w a e n e p o e l*, sowie die kleine Anleitung zum Messen von Pferden der Herren *B u t z*, *H e n s e l e r* und *S c h ö t t l e r*, die erst nach Beginn des Druckes dieses Buches im Herbst 1921 erschien.

Den grössten Dank für die Entstehung dieses Werkes schulde ich meinen ehemaligen Schülern, die mir ihr stetes Interesse und ihre begeisterte Mitarbeit entgegenbrachten, und dadurch mich für alle Mühe reich belohnten und anspornten.

Dank schulde ich sodann all den vielen Staatsverwaltungen und privaten Züchtern aller Länder, die mir im Lauf der Jahre ihre Stallungen und Gestüte zur Forschung öffneten und so zu den vorliegenden Resultaten mit beigetragen haben.

An der Schaffung dieses Buches hingegen ist in erster Linie Fräulein *J o h a n n a K e p p e l* beteiligt, die nicht nur die Illustration dieses Buches meinen und den Wünschen des Herrn Verlegers entsprechend in einfachster Technik ausführte, sondern auch während eines halben Jahres die Ausrechnung der biometrischen Mittelzahlen aus meinem Messungsmaterial besorgte, sowie das Sachregister anlegte. Ihr sei hiermit herzlich Dank gesagt.

Hilfe bei dem Ermitteln und Zusammenstellen der Angaben dieses Buches leistete mir ferner mein lieber Kollege und Freund Prof. Dr. *F r i t z S c h w e n d i m a n n* in

Bern, sodann mein ehemaliger, lieber Assistent Dr. H e n r y W i e d m e r, jetzt in Trayguen (Chile), ferner Herr Veterinärhauptmann Dr. M a r t i n R i t z e n t h a l e r am schweizerischen Akklimations-Remontendepot Sand bei Schönbühl, Herr Oberst v. Z i e g l e r, Kommandant der Eidg. Pferde-Regieanstalt Thun, und Herr Dr. U. G i s l e r, Direktor des Eidgen. Hengstendepots Avenches. Auch diesen Herren meinen warmen Dank.

Besonderen Dank verdienen auch meine verehrten Verleger, die Firma Ferdinand Enke in Stuttgart, die nichts gespart haben, um mein Buch in einem Rahmen vorzulegen, der dieser Firma nicht nur entspricht, sondern ihr alle Ehre macht.

Bern, Ostern 1922

Ulrich Duerst

Inhaltsverzeichnis (stark gekürzt)

I. Die Grundbedingungen der Formgestaltung des Pferdekörpers

- A. Die Natur und ihre Einwirkung
 - 1. Die Umwelt und ihr Einfluss auf Individuum, Familie und Rasse
- B. Das Pferd und die Wirkung seiner Eigenbewegung
 - 1. Die Bewegungsarten des Pferdes
 - 2. Die Erscheinungen funktioneller Anpassung an diese Bewegungen
- C. Der Mensch und seine Einwirkung auf die Form des Pferdes
 - 1. Der Wechsel der Mode in Pferdeformen
 - 2. Die Schönheit des Pferdes

II. Die allgemeinen Resultate der Formgestaltung des Pferdekörpers

- A. Die Proportionen der Grössen- und Winkelverhältnisse
 - 1. Die Messung des lebenden Pferdes (Hipposomatometrie oder Hippometrie und deren Technik)
 - 2. Die Messung des lebenden Pferdes
 - 3. Die Verwertung der Messungsergebnisse
 - 4. Allgemeine Gesichtspunkte der Beurteilung der Proportionen
- B. Das Haarkleid des Pferdes
 - 1. Das Deckhaar
 - 2. Die Schutzhaare
 - 3. Die Haarwirbel und die Beurteilung der Bewegungen des Pferdes nach denselben
- C. Die Farben der Pferde
 - 1. Die Entstehung und Grundlage der Pferdefärbung
 - 2. Die Farbabstufungen der Pferde
 - 3. Spektographische und photometrische Untersuchung der Pferdefarben
 - 4. Die Klassifikation und Namengebung bei Pferdefarben für Zwecke des Signalements
- D. Die Konstitution des Pferdes
 - I. Der Habitus
 - II. Die Komplexion
 - III. Das Temperament und der Charakter des Pferdes
- E. Zur Beurteilung des Seelenlebens und der Intelligenz des Pferdes
- F. Die Genügsamkeit.
- G. Alter des Pferdes und dessen Bestimmung
- H. Der Geschlechtstrimorphismus der Pferde
 - 1. Der Hengst
 - 2. Die Stute
 - 3. Der Wallach

III. Die Gestaltung der Körperteile im Einzelnen

A. Allgemeine Einteilung der Körperregionen

B. Der Kopf- und Halshebel

1. Der Kopf
2. Teile des Kopfes
3. Der Hals

C. Der Rumpf

1. Der Widerrist
2. Der Rücken
3. Die Lenden
4. Die Kruppe
5. Der Schweif
6. Die Vorbrust
7. Der Brustkorb
8. Die Flanke
9. Der Bauch
10. Die Schulter

D. Die Vorderextremitäten

1. Der Oberarm
2. Der Vorarm
3. Die Kastanie
4. Das Vorderknie, Vorderfusswurzel
5. Die Röhre
6. Die Köte
7. Der Sporn
8. Der Fessel
9. Die Krone
10. Der Huf

E. Die Hinterextremitäten

1. Der Oberschenkel
2. Das Knie
3. Der Unterschenkel
4. Das Sprunggelenk
5. Die Hinterröhre
6. Die Hinterköte

IV. Das Resultat der Formgestaltung in Bezug auf Stellung und Gang

- I. Die Stellungen der Vorderglieder
- II. Die Stellung der Hinterglieder

V. Verzeichnis der zitierten und wichtigsten benutzten Literatur

VI. Sachregister

Literaturhistorische Einleitung von Prof. Duerst

Die Beurteilungslehre des Pferdes ist schon in den klassischen Zeiten der Griechen und Römer Gegenstand literarischer Betätigung gewesen. Das älteste, vollständig existierende Werk dürfte X e n o p h o n s „hippiké“, das Buch vom Pferde, sein, das ungefähr um 380 v. Chr. verfasst sein muss. Unvollständig erhalten ist zwar ein noch älteres, um 430 v. Chr. erschienenenes Buch des K i m o n von Athen, handelnd von der Musterung des Pferdes „hipposkopikon“.

Aus römischer Zeit kennen wir eine ganze Reihe von Buchkapiteln und Einzelbemerkungen vieler Autoren über die Beurteilung der äusseren Gestalt des Pferdes, ohne dass ein eigenes Kompendium über dieses Wissensgebiet vorgelegen zu haben scheint.

Am eingehendsten beschäftigen sich V a r r o, C o l u m e l l a, P a l l a d i u s, und V e g e t i u s, mit diesen Fragen. Auf manche Bemerkungen dieser und anderer klassischen Autoren, die heute noch einen gewissen Wert haben, werde ich in den betreffenden Kapiteln eintreten.

Von den klassischen Zeiten an bis ins Mittelalter galt Reitkunst und Pferdekennntnis als etwas sehr Vornehmes, haben doch damalige Fürsten und Prinzen es nicht unter ihrer Würde erachtet, ihre Kenntnisse hierin der Nachwelt zu überliefern.

Während Kaiser H a d r i a n in seinem Buche «E p i t e d r o m a» (120 n. Chr.) nur strategisch-kavalleristische Betrachtungen anstellt, hat dann D u a r t e, König von Portugal und Algarve, in seinem Manuskript «Leal Conselheiro, da arte de domar os cavallos», 1445, gedruckt in Paris 1843, ein für jene Epoche ganz vorzügliches Buch der Reitkunst gegeben, in dem aber die eigentliche Pferdekennntnis nicht eingehend behandelt wird.

Eines der bekanntesten, in lateinischer Sprache verfassten Werke der Beurteilungslehre des Pferdes ist das L i b e r M a r e s c a l c i a e E q u o r u m von L a u r e n t i u s R u s i u s, das schon 1462 geschrieben, jedoch erst in der italienischen Epoche der Hippologie 1500 – 1600 mehrfach gedruckt und übersetzt wurde. Das erste mir bekannt gewordene, ziemlich selbständige Werk ist das des spanisch-apulischen Reitlehrers A g o s t i n o C o l u m b r e, «I tre libri della nature de cavallo» das 1518 in Venedig erschien und dem König Ferdinand von Aragonien-Neapel gewidmet war. Umfassender und auch praktisch wertvoller sind dann die Zusammenstellungen der späteren spanisch-italienischen Stallmeister des 16. Jahrhunderts, von denen F e d e r i c o G r i s o n i mit seinen „Ordini di Cavalcare et modi di conoscere le nature de cavalle“ usw., Venedig 1552, an Ruhm alle anderen überragt, obwohl m. E. ihm P a s q u a l C a r a c c i o l o im „Gloria del Cavallo“, Venedig 1567, und namentlich mit gewissen Kapiteln der Pferdekennntnis auch C l a u d i o C o r t e im „Il Cavalerizzo“, Lyon 1573, fast noch vorzuziehen, jedenfalls weit ausführlicher ist. Auch der Spanier F e r n a n d o C a l v o (1692) und der venezianische Senator M a r i n o G a r z o n i (1692) haben recht gute Beurteilungslehren geliefert, die mir für die hier vorliegende kritisch-historische Behandlungsart der ganzen Beurteilungslehre sehr wertvoll waren.

Jedoch von der höchsten Bedeutung, die ein Buch überhaupt erlangen kann, dürfte das Werk sein, das unter dem Namen des früheren Erziehers des Königs Karl II., W i l l i a m C a v e n d i s h, Marquis & später Herzog und Prinz von N e w c a s t l e, erstmals während der Verbannung dieses Lords aus England durch Cromwell, betitelt als „Méthode et invention nouvelle de dresser les chevaux“ 1657 in Antwerpen erschien, 1658 folgte die englische Ausgabe nach. Nach allem, was sich durch vergleichende historische Forschung feststellen liess, scheint dieses Buch seinen Ursprung einer sehr weitgehenden „Collaboration“ von M a z i n, dem französischen

Stallmeister des Lords von Newcastle, mit seinem Herrn zu verdanken. Wir vermögen aber in der englischen Vollblutzucht wie in den ganzen Reitersitten Englands und des Kontinents den Einfluss dieses Buches noch länger als ein ganzes Jahrhundert nachzuweisen!

Da sich in den meisten Ländern auch andere Fürstlichkeiten, wie z.B. in Italien G i o r d a n o, Herzog von Bracciano, 1639, schriftstellerisch betätigten, so kann es uns nicht wundernehmen, wenn die Zahl der adeligen und bürgerlichen Autoren in die Hunderte wuchs. Ich zähle an Büchern, in denen kürzer oder ausführlicher die Beurteilung des Pferdes behandelt wird, die seit 1898 im Laufe der Jahre zu meiner Kenntnis gelangten, in portugiesischer, spanischer, italienischer, französischer, englischer und deutscher Sprache zur Zeit 678, dabei werden noch eine Reihe im Dänischen, Schwedischen, Russischen und Magyarischen existieren, die ich leider wegen mangelnder Beherrschung dieser Sprachen nicht lesen konnte.

Diese im Mittelalter und namentlich der neueren Zeit so überaus rührige publizistische Arbeit ist dadurch erklärlich, dass in diesen Zeiten das Pferd das einzige schnelle Lokomotionsmittel auf dem Festlande war und daher jeder Laie zum Zweck des Verkehrs immer etwas von Pferdeauswahl, Pferdegebrauch und -pflege kennen musste. Aus diesem Grunde werden derartige Schriften einen allgemeineren Absatz gefunden haben, als dies heute der Fall ist. –

Wir wollen ferner festhalten, dass die gesamte Beurteilungslehre der alten Zeiten bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts auf teils abergläubisch gedeuteten, teils völlig missverstandenen Erfahrungsregeln fusste und eine verhältnismässig wissenschaftliche Betrachtungsweise erst dann beginnen konnte, als die Erkenntnis der anatomisch-physiologischen Funktionen des Pferdekörpers, wie sie zum erstenmal durch den Senator C a r l o R u i n i in seiner „Anatomia del cavallo“ usw., Bologna 1598, gelehrt wurde, einige Verbreitung erfuhr. Doch erst C l a u d e B o u r g e l a t schien als Gründer der tierärztlichen Hochschulen berufen, diese Erfahrungsregeln in eine «Wissenschaft» umzugestalten, hatte er doch schon vor seiner Ernennung zum Direktor der Lyoner Tierarzneischule im Jahre 1744 in Lausanne-Genf ein Lehrbuch der Beurteilungslehre, «Le nouveau Newcastle», anonym erscheinen lassen, für das er später in Lyon in der 2. Auflage 1774 die Autorschaft anerkannte, nachdem 1750-53 in Lyon seine berühmten «Elémens d'hippiatrique» und 1768/69 sein «Extérieur du Cheval» erschienen waren. Dass B o u r g e l a t, im Bestreben wissenschaftlich zu werden, über das Ziel hinausschoss und doktrinär wurde, ist bekannt und durch seinen Gegner R i c h a r d d u C a n t a l (1847, IV) scharf bekämpft worden, doch durfte es wenig von seinem Ruhm rauben, der eigentliche Gründer einer wissenschaftlichen Pferdebeurteilungslehre geworden zu sein, indem wohl in den meisten Fällen Vertreter neuer Richtungen der Wissenschaft etwas zu weit in deren Auswertung zu gehen pflegen, ohne dass man ihnen deshalb gerechterweise einen Vorwurf machen darf.

In neuester Zeit hat unter dem Einfluss der Fortschritte der allgemeinen biologischen Wissenschaften die Beurteilungslehre des Pferdes ungemein gewonnen, wenn auch durch den Rückgang der einst so allgemeinen Benutzung des Pferdes die Verbreitung dieser Kenntnisse als Gegenstand der notwendigen Allgemeinbildung des jungen Mannes höherer Stände sehr abgenommen hat.

Um auch hier einen Markstein der neuen Entwicklungsrichtung dieser Wissenschaft festzulegen, möchte ich E r w i n Z s c h o k k e s «Weitere Untersuchungen über das Verhältnis der Knochenbildung zur Statik und Mechanik des Vertebratenskeletes», Preisschrift, Zürich 1892 nennen, die als Ausgangspunkt einer endlich völlig wissenschaftlichen Behandlung der physikalisch-anatomischen Zusammenhänge der Bewegungsmöglichkeiten des Pferdekörpers aufgefasst werden müssen, wenn man im einzelnen auch nicht allen Ausführungen Z s c h o k k e s zustimmen braucht. –

Historisch muss namentlich auch festgestellt werden, was bisher viel zu wenig betont wurde, dass die Beurteilungslehre des Pferdes ein Gebiet menschlicher Kenntnisse ist, in dem die führende Stellung im Laufe der Zeiten sprunghaft von einem Volke auf das andere überging.

Nach den klassischen Völkern waren es zuerst die *Portugiesen* (1318, Giraldus) und dann die *Spanier*, die während des 14. und 15. Jahrhunderts allein tonangebend waren. Diese Verbreitung von Pferdezucht und grosser Pferdekennntnis lässt sich, nach meinen Quellen zu urteilen, im wesentlichen auf die früheren Herren des südlichen Spaniens, die *Maurer* zurückführen, da sie auffallend mit arabisch-maurischer Literatur und Nomenklatur verquickt sind.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts werden die spanischen Autoren durch die Schriftsteller in *italienischer Sprache* überflügelt, die sich jedoch zuerst fast nur in *Neapel* oder dem von ihm beeinflussten Gebiet Süditaliens bemerkbar machen und somit direkt aus der Schule Spaniens hervorgehen, das ja in diesen Zeiten bis 1713 die Herrschaft über Neapel und Sizilien ausübte. Sicher ist, dass die Spanier hier einen Eifer für Pferdezucht entfalteten, der seinesgleichen sucht, worüber uns die 1569 in Venedig erschienene „Liste der Pferdemarkte mit den Namen aller Fürsten und privaten Herren, die ‚razze‘ von Pferden züchten“, d.h. Gestüte besaßen. Die Pferdewissenschaft wurde damals in Neapel besonders sorgfältig betrieben, erwähnt doch *Newcastle*, dass man an der dortigen Akademie erst nach einer Lehrzeit von 2-3 Jahren darüber aussprach, ob der Schüler überhaupt befähigt sei, die Pferdewissenschaft jemals zu begreifen.

In der Tat wurde dadurch das Ansehen der italienisch-spanischen Stallmeister so gross, dass am englischen Hofe, wie auch an den meisten kontinentalen Höfen der Fürsten und Grossen nur italienische Stallmeister oder deren Adepten angestellt wurden. In England weilten damals die berühmten Italiener *Claudio Corte*, Verfasser des „Il Cavalierizzo“ (Lyon 1573), der Stallmeister von Lord Leicester war, *Angelo* bei Lord Pembroke, *Mazin*, der einstige italienische Adept von französischer Nationalität bei Lord Newcastle sowie andere weniger hervorragende Reitlehrer.

Auf diese Zeit lassen sich daher die zahlreichen, spanischen und italienischen Ausdrücke zurückführen, die wir in der französischen, deutschen und englischen Pferde Liebhabersprache und damit in der Pferdebeurteilungslehre finden, indem die Übersetzer meist die Namen in italienischer und spanischer Sprache neben ihre versuchte Übersetzung stellten. Ich habe in einer früheren Publikation schon aufmerksam gemacht, dass auch das Wort «Rasse» hierdurch zum ersten Male in die Züchtersprache aller Länder eingebürgert wurde (1904, 642).

Die französische Form mancher derartiger Ausdrücke scheint darauf hinzudeuten, dass das betreffende Wort über Frankreich eingeführt ward, welches Land jedoch erst im 17. Jahrhundert bedeutende Pferdekennner und Publizisten produzierte, wie *Jacques de Solleysel* mit seinem «Véritable parfait maréchal», Paris 1648 und 1664, und später *Jean* und *Gaspard de Saunier*, «Parfaite connoissance des chevaux, leur anatomie, leur bonnes et mauvaises qualitez» usw., La Haye 1734, und endlich *Fr. A. de Garsault* mit seinem trefflichen «Nouveau parfait maréchal, ou la Connoissance générale et universelle du Cheval», La Haye 1741.

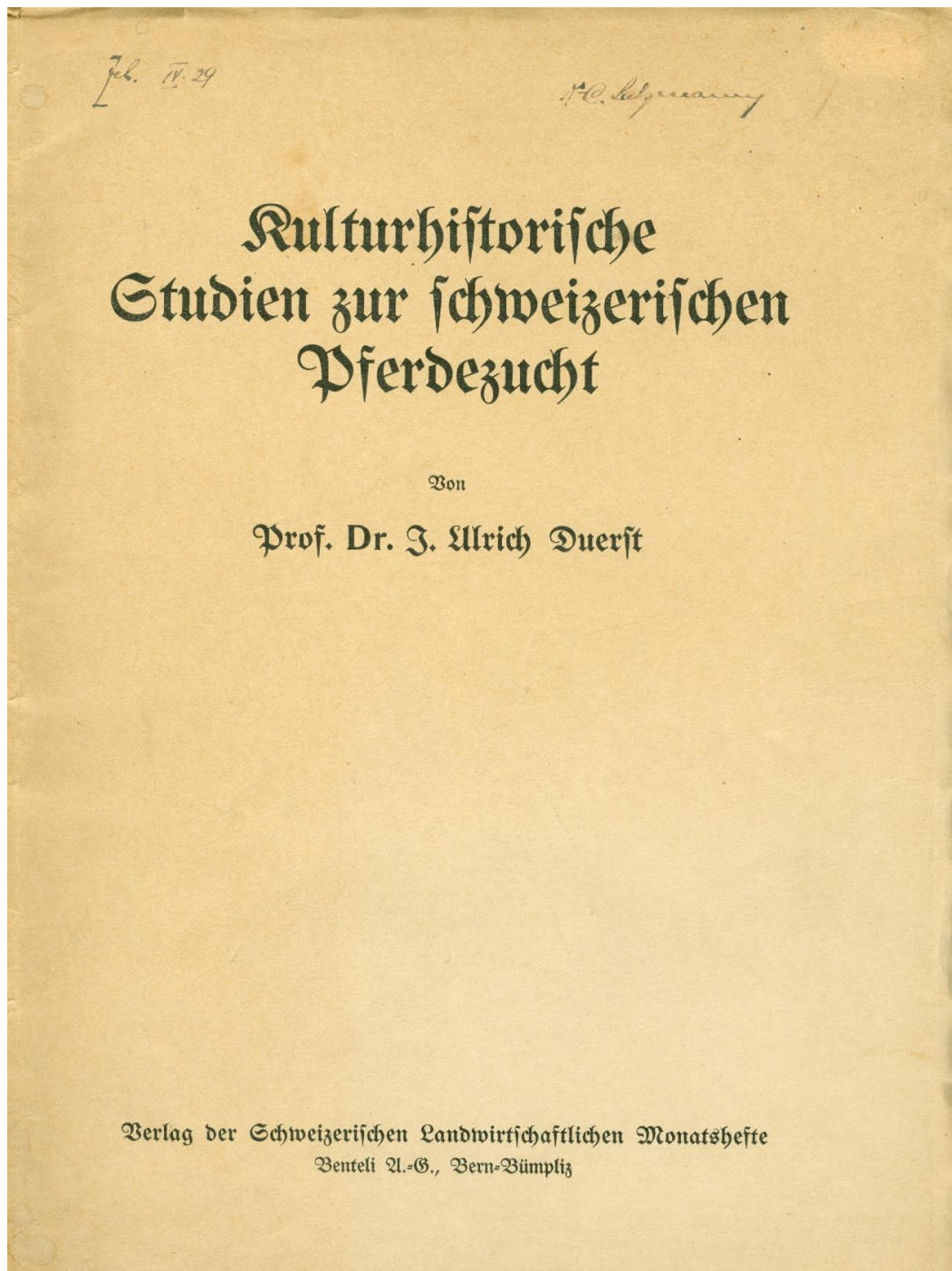
Auch deutsche Liebhaber, wie *Marx Fugger*, pilgerten im 16. Jahrhundert zu den Stätten der spanisch-italienischen Pferdewissenschaft, um dann nach ihrer Rückkehr das Geschaute selbständig durchdacht deutsch von sich zu geben (Frankfurt 1578). Später aber schrieben die wieder in der lateinischen Sprache der Gelehrten wie *Creutseberg*, «De arte equestri germanice», Wien 1591, oder wie

S i m o n W i n t e r von Adlersflügel in lateinischer, französischer und deutscher Sprache gleichzeitig («De re equaria Tractatio nova», Nürnberg 1672, «Bellerophon» Nürnberg 1678, «Hippiater expertus», Nürnberg 1678). Eine erfreuliche Originalität zeigen nur die Bücher von C a s p e r R e u s c h e l, «Hippopronia, Gründtlichen vnnd eigentlicher Bericht» usw., Strassburg 1599, und G. E. L o e h n e y s e n, «Della Cavalleria, Gründtlicher Bericht von Allem was zu der Reuterei gehörig», Remtling 1609.

Aber am selbständigsten erscheint nur auf Grund des spanisch-italienischen Quellenstudiums P i n t e r v o n d e r A u mit seinem «Vollkommenen ergänzten Pferdeschatz» (Frankfurt 1664), der durchaus eigene Methoden und Auffassungen gegenüber dem Überlieferten zur Geltung zu bringen sucht. Leider wurden von den Autoren die bestehenden spanisch-italienischen oder französischen Ausdrücke öfters recht falsch ins Deutsche übertragen, wodurch sich dann Bezeichnungen bildeten, die völlig unrichtig übersetzt, dennoch ohne Überlegung bis heute so überliefert wurden. Nicht ganz zu Unrecht nennt daher N e w c a s t l e einige seiner Vorgänger unter den Autoren «Papageien».

Auch die englische Literatur weist, so merkwürdig dies bei dem heutigen Vorherrschen der englischen Sprache unter den Pferdekundigen scheint, eine beklagenswerte Unselbständigkeit auf. Der erste englische Autor T h o m a s B l u n d e v i l e (London 1565/66) lieferte ein reines Kompilat, ebenso auch J o h n A s t l e y (1584); schon weit besser ist alles was G e r v a s e M a r k h a m publizierte («Discovrse of Horsemanshippe», London 1593, «How to trayne and teach Horse to amble» 1605, «Cavelarie, of the English Horseman», 1607 usw.), das viele eigene Beobachtungen und Erfahrungen in sich schliesst. Später aber vermochte nichts mehr gegen das vorerwähnte Buch des Herzogs von Newcastle aufzukommen, vor dem überall ein so bedeutender Respekt geschaffen worden war, dass sogar B o u r g e l a t sein erstes anonymes Werk noch 1744 als „Nouveau Newcastle“ betitelte. Trotz einer Reihe tüchtiger älterer und neuerer englischer Autoren, wie L a w r e n c e (1809), Y o u a t t (1831), S t o n e h e n g e (John Henry Walsh, 1856), F e a r n l e y (1879), H a y e s (1904), ist es heute tatsächlich so weit gekommen, dass das offizielle, in englischen Veterinärschulen als Vorlesungsgrundlage geführte Lehrbuch der Pferdebeurteilung die englische Übersetzung von G o u b a u x und B a r r i e r, «Extérieur du Cheval» ist.

Kulturhistorische Studien zur Schweizerischen Pferdezeit



In der nachfolgenden Studie will ich versuchen, nun auch die historische Entwicklung der Pferdezeit in der Schweiz in kurzen Umrissen zu zeichnen. Da das Material quantitativ und qualitativ reicher ist als für das Rind, erscheint es nötig, einige Worte über die Glaubwürdigkeit vorzuschicken, weil gar manches bei meinen nachfolgenden Untersuchungen anders aussieht, als man nach den bisherigen Überlieferungen anzunehmen geneigt war. Ich bemerke, dass ich mich für die ältesten Zeiten im Wesentlichen auf Knochenfunde stütze, die ich selbst untersuchte oder die von absolut zuverlässigen Autoren untersucht worden sind, wobei ich mir erlaube, aus meiner hippologischen Erfahrung einiges anders auszulegen, als dies von den bear-

beitenden Nichtspezialisten in Pferdefragen getan wurde. Archäologische Dokumente habe ich für die spätere Zeit nur dann herbeigezogen, wenn auch aus anderen Gründen die durch sie beleuchteten Tatsachen schon in den Bereich der Möglichkeit gerückt waren. Vom 15. Jahrhundert an stütze ich mich fast ausschliesslich nur auf die Urkunden der Staatsarchive. Ich bin hier in erster Linie dem bernischen Staatsarchivar **G. Kurz**, dem eidgen. Bundesarchivar **Prof. Dr. H. Türler** sowie den Herren Staatsarchivaren von Luzern und Glarus zu aufrichtigem Danke für ihre Hilfe verpflichtet. Ich habe fast alle benützten Akten persönlich eingesehen, kopiert und sodann inter-pretiert, gestützt auf genaues Studium der jeweiligen politischen Konstellationen sowie der Familienverhältnisse der Urkundenverfasser, wenn dies für die Herkunft von Pferden bei Ankäufen von Bedeutung sein konnte. Nur eine kleinere Zahl von Akten, meistens aus neuerer Zeit, überliess mir in verdankenswerter Weise Herr H. Rittmeyer, diplom. Landwirt, der unter meiner Leitung diese Akten gesammelt und bearbeitet hat.

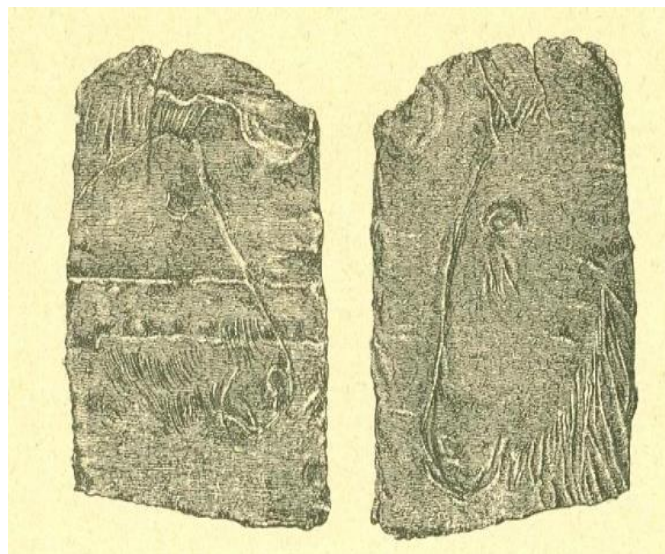
Den bisher verbreiteten Sagen und Traditionen über unsere Pferde wurde soweit als möglich nachgegangen und deren Verbreiter, sofern diese noch unter uns weilen, gebeten, die Art ihrer Beweise namhaft zu machen und vorlegen zu wollen. Denn, wie schon Pater O. Ringholz in seiner „Geschichte der Pferdezucht des Stiftes Einsiedeln“ für die von Strüby und Schneebei seinerzeit publizierten Sage von den Hengsten des Herzogs Alba in den Klöstern Bellelay und Einsiedeln zeigte, liegt dieser, wie ähnlichen Erzählungen, eine ganz andere, meist geringfügige Tatsache aus späterer Zeit zu Grunde, die die Volksphantasie ausgeschmückt und zurückdatiert hat.

Ob ich alles und jedes bis heute vorhandene Material gesehen habe, ist fraglich, obwohl ich mich lange Jahre mit Sammeln redlich bemühte. Vermutlich enthalten auch die Hand- und Rechnungsbücher der Fürstbischöfe von Basel immer noch manche Angaben über Pferdeanschaffungen unter der gewaltigen Menge anderer Ausgabennotierungen, die mir sehr entgangen sein können, da das Studium der oft recht schlecht leserlichen, an sich schon schwer entzifferbaren Handschriften des 15. Jahrhunderts mir nur die auffallendsten beim Durchblättern der Bücher gesehenen Angaben aufs wortgetreueste zu kopieren gestattete, deren Bedeutung, nachdem einmal auf diese Weise die wichtigsten Tatsachen erkannt worden waren, mit der ständigen Wiederholung gleicher Fakta sich verringerte und dem grossen Zeitaufwand dieses Studiums nicht mehr entsprach. Es fehlen sodann die meisten Hausbücher von Bellelay; vollständig erhalten sind nur diejenigen des 34. Abtes, Jean Pierre Cuenat (1637-1666), die aber gerade aus der Schwedenzeit stammen und das Stift damals völlig an Rossen geplündert war. Immerhin gestattet das Pruntrut Material genügend, sich über die Pferde-zucht von Bellelay zu orientieren, die bisher durchaus fälschlich als eine fast so bedeutende wie diejenige von Einsiedeln betrachtet worden ist.

Natürlich konnte hier, mit Rücksicht auf Zweck und Führung dieser Zeitschrift, nur ein ganz geringer Teil des riesigen Materials zitiert und eingehend berücksichtigt werden; durchgesehen und in den Schlüssen beachtet habe ich alles, aber für die einzelnen Tatsachen jeweils nur die besten Quellen zitiert. Alle nicht genauer bezeichneten Aktenstücke liegen in den erwähnten Staatsarchiven; Bücher und andere Quellen sind ganz kurz in Klammer näher bezeichnet.

Alles in allem hoffe ich ein auf die bisher bekannt gewordenen Quellen auf-gebautes, absolut zuverlässiges und zugleich auf kritischer Nachprüfung der Möglichkeit jeden Faktums beruhendes Bild geben zu können, das allerdings für die ältesten Zeiten etwas weniger scharf ist, jedoch vom 15. Jahrhundert an zunehmende historische Präzision besitzt.

Wie in den kulturhistorischen Studien zur Rindviehzucht *) erwähnt wurde, treffen wir die ersten Spuren des Menschen bei uns zur Renntierzeit an, die durch die Funde vom Schweizersbild und dem nahe gelegenen Kesslerloche bei Thayngen erläutert wird. Neben Renntieren, Schneehasen, Schneehühnern, Murmeltieren, Eisfüchsen, Vielfrassen, Luchsen und Wölfen finden sich auch **Wildpferde**. Das **Kesslerloch** ist der älteste Fundort, weil dort noch Mammuth- und Rhinocerosjäger lebten und Steppen- und Tundrentiere da-selbst gemischt vorkommen. Doch schon **Rütimeyer** erwähnte, dass dort Renntier und Pferd, Schneehase und Schneehuhn derart massenhaft vertreten waren, dass sie gewiss die bevorzugten, wohl besser, die häufigst vorkommenden Jagdtiere des damaligen Menschen gewesen sein müssen. Prof. **Hescheler** gibt exakte Zusammenstellungen der Variationsbreiten der dort gefundenen Knochen des Pferdes und kommt zur Überzeugung, dass das Skelett dieser Tiere im Wesentlichen mit dem Solutrépferde übereinstimme, hingegen schlanker und kleiner sei, als das von Pferden aus norddeutschen Diluvialablagerungen. Der Kopf hingegen sei ebenso schwer wie bei jenen mit sehr langer Zahnreihe, hohen plumpen Kiefern, grossen Schneidezähnen und daher breiter Schnauze. Er illustriert dies durch Publikation (Denkschr. Schw.Nat.Ges.07) des Zwischenkiefers einer ca. 8 jährigen Stute mit auffallenden Breitenmassen. Diese Schädelmerkmale sind genau solche, wie wir sie beim heutigen Wildpferde (*Equus Przewalskii*, *Poljakoff*) antreffen und wie sie auch Zeichnungen der damaligen Künstler vom Kesslerloche noch verewigt haben. Prof. **Studer** bemerkte seinerzeit über das Wildpferd von **Schweizersbild**, dass es ein mittelgrosses Tier, kleiner als das Solutrépferd gewesen sei, aber gleich im Typus, mit ziemlich plumpen Extremitäten und dickem Kopfe.



Zeichnungen von Köpfen des damaligen Wildpferdes auf Schieferkohlenplättchen aus dem Kesslerloch. (Nach Rütimeyer, Veränderungen usw.)

*) Kulturhistorische Studien zur schweizerischen Rindviehzucht, von Prof. Dr. J. U. Duerst, Verlag der der Schweizerischen Monatshefte, Benteli A.-G., Bern-Bümpliz

Hippologisch muss gesagt werden, dass eine genaue Höhenangabe einer dieser Pferdearten durchaus nicht zuverlässig, sondern stets nur sehr apximativ zu berechnen ist. Es ergibt sich aus meinen vergleichenden biometrischen Messungen an Tausenden von Pferden, dass die Pferdehöhe nicht aus der Länge **einzelner** Röhrenknochen bestimmt werden kann, wie dies ver-sucht worden ist. Selbst bei der Rekonstruktion ganzer Extremitäten, wie ich dies z. B. für das Germanenpony und neuerdings für das Witzwiler Römer-pferd machen konnte, ist immer die Winklung der Knochen auch dann noch ein unbekannter Faktor. Ich habe durch meine Messungen gezeigt, dass je nach Rasse, Familie, Leistung und Gewicht der Pferde das prozentualische Verhältnis der Röhrenknochen zueinander schwankt, und dass die Winkel dann erst von diesen Knochenlängen sowie dem Körpergewichte und der maximalen Bewegungsleistung abhängen und sich demgemäss einstellen. Da-her ist es unbedingt zu weit gegangen, wenn man aus geringen Abweichungen in Knochenlängen und -breiten auf eine andere „Art“ oder „Unterart“ schliessen will. Mangelhaftes Futter in der Jugend, infolge davon leichter Körper und relativ steilere Fesselstellung, weibliches Geschlecht, harter Boden usw. veranlassen relatives Schlankerwerden der Knochen. Schweres Gewicht, weiche Fesselung, weicher Boden, männliches Geschlecht hingegen relative Verbreiterung der Knochen durch Vermittelung der Sehnen. Ich gedenke in einer späteren Abhandlung dies Variation der Extremitätenknochen von der Jugend bis zum Alter bei Tieren ein und derselben Zucht und blutverwandten Stammes zu zeigen. Ich konnte im eigenen Stall durch blosse Futteränderung bei zwei Geschwistern die Grösse der Tiere wie die respektiven Knochenlängen und Breiten um ein Fünftel verringern.

Daher lässt sich auf Grund von Mischfunden von Knochen, die also nicht ein und demselben Individuum angehören, keine unbedingt zuverlässige An-gabe über Widerristhöhe der betreffenden Tiere machen, und deshalb stelle ich fest: es spricht gar nichts dagegen, dass nicht das Wildpferd von Schweizersbild und dem Kesslerloch mit demjenigen von Solutr  vollkommen übereinstimmte, jedoch eine etwas d nnf ussigere Form darstellte als das Wildpferd aus norddeutschen Ablagerungen. Im groben und schweren Kopfe ent-sprechen sie einander vollständig.

Nach dem montierten Skelette von Solutr  im Museum von **Lyon** dürfte die Widerristhöhe approximativ auf 118-125 cm anzunehmen sein, was auch schön mit den Angaben von **Salensky**  ber das *Equus Przewalskii*  berein-stimmt, von dem der Hengst 124 cm mass, ein zweites Tier 120 cm, bei andern aber bis 130 cm festzustellen sind.

Von diesem Wildpferde haben wir zahlreiche Darstellungen sowohl aus der Schweiz wie von Frankreich und Spanien, die zumeist den H hlenforschungen **Breuil**s und seiner Mitarbeiter zu verdanken sind. Ich gebe hier eines der besten Bilder wieder, das mir Kollege Breuil zur Verfügung stellte. Es stammt von La Mairie und stellt das Wildpferd im Sommerkleide dar. Auch Dar-stellungen im Winterhaar wie die nebenstehende haben wir mehrfach. Ihre Übereinstimmung mit dem Connemara pony von Prof. Ewart in Edinburgh ist eine auffallende.

Seit den Zeiten von Schweizersbild vergehen einige Jahrtausende. Die J gerv lker und Höhlenbewohner verschwinden, die Pfahlbauer siedeln sich



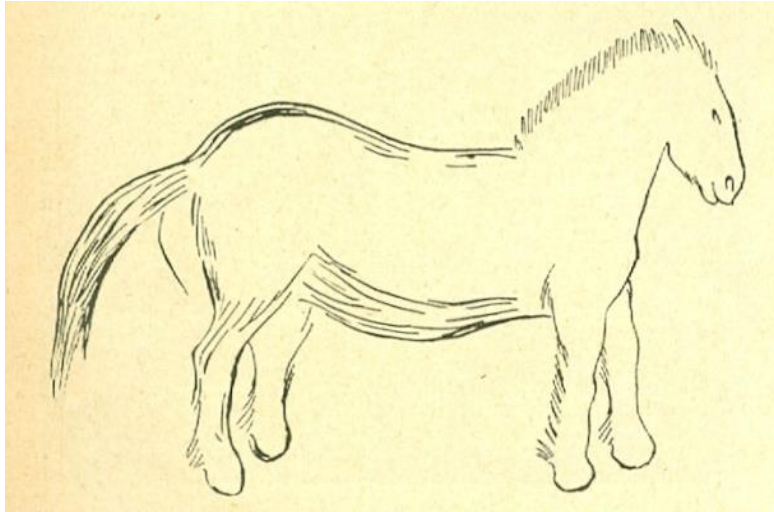
Versuch einer Rekonstruktion des Pferdes von Solutré nach dem Skelette von Lyon. Ausgestellt von Prof. Duerst, Landesausstellung 1914

an. Im Seengebiet entstehen Wasserdörfer, entweder auf eingerammten Pfahlrosten oder in Mösern mit niedrigem Wasserstand auch auf einem zwischen Pfählen als sog. „Packwerkbau“ schwimmendem Flosse.

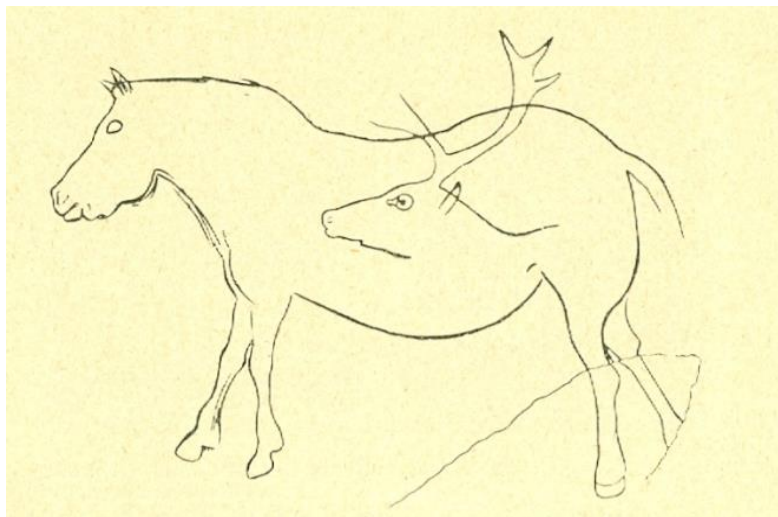
Wir sind in der **neolithischen** Zeit. Nur Steinwerkzeuge kennen die Pfahl-bauer. Kein Zweifel kann bestehen, dass das Pferd im Neolithikum der Pfahl-bauten nicht als Haustier in Betracht kommt. (Hescheler 1924, pg. 247.)

Unter den Küchenresten findet sich hie und da wohl ein einsamer Pferde-knochen wie in Wauwil, Moosseedorf, Wangen, Robenhausen, Meilen, Concise usw. Aber man hat es wohl richtig so gedeutet, dass in diesen Zeiten das Wildpferd sich noch als selten gewordenes Wild im Seengebiet fand, während aus **Studers** Untersuchung der Funde von Schweizersbild in der neolithischen Kulturschicht hervorgeht, dass dieses Tier im hercynischen Walde, der an das Schweizersbild grenzte, noch häufig war.

Wiederum vergehen Jahrhunderte, wenn nicht ein Jahrtausend, und es beginnen nunmehr durch den Handel, der sich durch Hausierer seit den ältesten Zeiten ausbreitete, Metallgegenstände in die Schweiz eingeführt zu werden. Die Hausierer, die dieses Metall brachten, waren teils selbst dem illyrischen Völkerstamme angehörig oder standen mit diesem, der im heutigen Jugoslawien und Böhmen wohnte, in kommerziellem Verkehr. Sie brachten zunächst **Kupfer** ins Land, das von den Mittelmeergebieten und namentlich von Zypern zu uns kam, wo die grösste Kupferindustrie des Altertums existierte. Hier sowie in Kreta und Ägypten fand sich frühzeitig das Kupfer, und seine Verbreitung erfolgte sowohl längs des Laufes der Donau in die heutige Schweiz als auch längs der Rhone und Saone. Beweise hierfür sind u.a. der in der Zihl gefundene Dolch mit Mittelrippen und das 3 Kilo schwere Kupferbeil von Lüscherz, beide sicher von zyprischer Arbeit.



Wildpferd im Winterhaar, fälschlich als „kaltblütiges Pferd“ bezeichnet,
aus La Pasiega (Spanien), nach Breuil

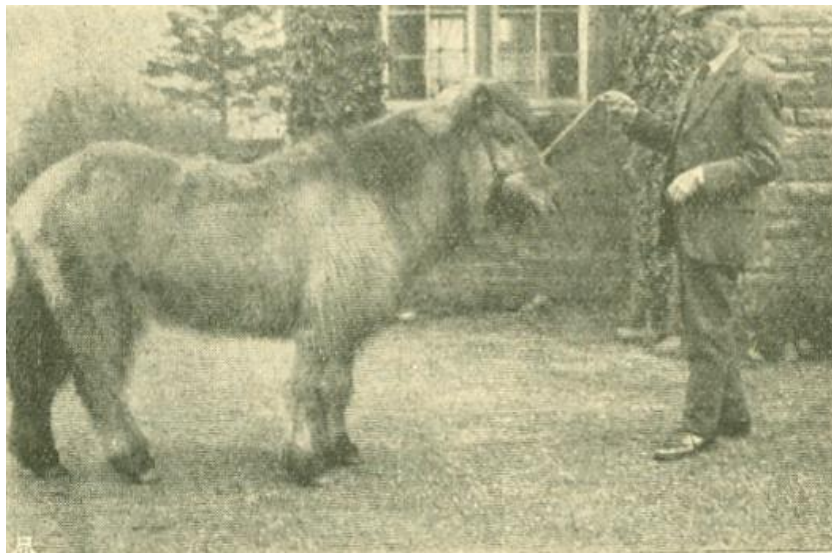


Wildpferd im Sommerhaar, Zeichnung aus der Höhle von La Mairie
(Dordogne), nach Breuil

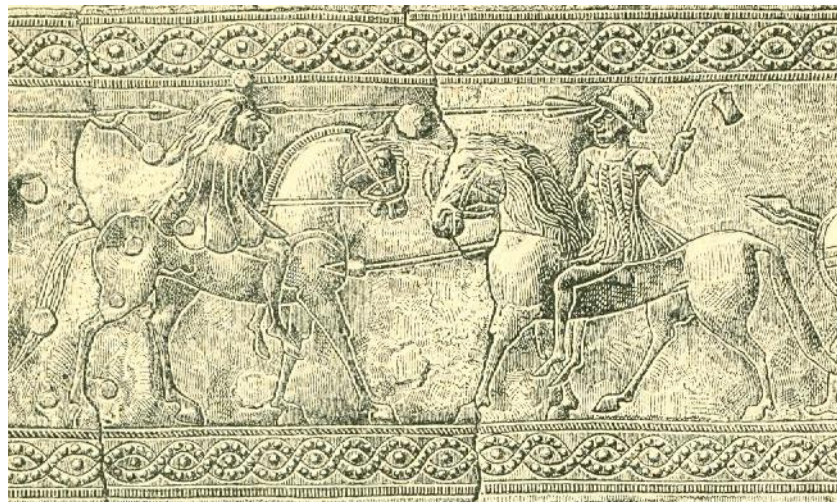
Plötzlich aber, um die Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus, brachten andere Händler oder von Osten her eindringende dolichocephale (langköpfige) Einwanderer auf der gleichen Handelsstrasse ein neues Metall in Form von Schmuck und Waffen herbei. Es war dies die **Bronze**, eine Legierung von Kupfer und Zinn, die erstmals in Zentralasien erprobt und hergestellt worden sein soll, und in Ungarn besonders verbreitet war.

Diese Händler kamen wohl mit Saumpferden an, die den Vorrat trugen, mit zahmen Pferden, die in den Siedelungen der Schweiz sicher eine grenzenlose Bewunderung erregten. Immer häufiger kamen die Pferde durch Handel, Einwanderung und Raubzüge ins Land, da die östlichen Länder Mitteleuropas, Ungarn und Böhmen, wie sich durch **Unterweges** zeigen liess, schon früher diese gleichen Rosse besass. Bald werden auch solche Pferde von den damaligen Bewohnern der Schweiz gekauft worden sein, indem die Hausierer nach Absatz ihrer Waren wohl gerne ihre Saumtiere verkauft haben werden. Oft werden auch ohne Bezahlung Handänderungen

stattgefunden haben. Fest steht nur, dass dieses aus dem Osten Europas kommende Pferd gegen 1500 v. Ch. bei uns als Haustier erstmals eingeführt wurde.



Connemara pony im Winterhaar, vorgeführt von Prof. J. Cossar Ewart in Edinburg. (Originalaufnahme von Dr. Stihl.) In den Umrissen fast übereinstimmend mit obenstehendem Wildpferd



Pferde auf der Gürtelschliesse, von getriebenem Bronzeblech, aus dem Gräberfelde von Watsch. (Nach Much, Prähistorischer Atlas, 1889.) Bei beiden Reitern hängen die Füße bis unterhalb der Vorderknie der Pferde

Das so hereingekommene Pferd war ganz anders als die vorherbesprochenen Wildpferde. Meist höher als diese, im Mittel 139 cm hoch, war es von einer auffallenden Schlankheit der Röhrenknochen, daher auch hart und trocken in Sehnen und Beinen. Die Röhren sind kaum dicker als ein Mannesdaumen (2,4 cm) und entsprechend mit zierlichen Hufen ausgestattet. Auch der Kopf ist klein und schlank, etwa 50 cm im Mittel lang.

Einigermassen brauchbare, gleichzeitliche Bilder von der Form und Grösse dieses bronze- und eisenzeitlichen Pferdes besitzen wir in den Metallarbeiten des Bronzeimers (Situla) und Watsch (Krain), der Schwertscheide von Hallstatt und der

bronzenen Gürtelschliesse von Watsch, von welcher letzterer ich hier zwei Pferde abbilde, die ihre Formen und namentlich ihre geringe Körpergrösse klar zeigen, da ja der Fuss des rechts befindlichen Reiters mit den Zehen fast den Boden berührt.

Ein typischer Vertreter ist bei uns in dem Pferd von Auvernier gegeben, dessen Schädel sich früher im Landesmuseum befand und den **Rütimeyer** noch als „Esel“ bezeichnete, während ich ihn 1909 erstmals als „Pferd“ erkannte und beschrieb. **Schwerz**, der diesen Schädel später auch studierte, scheint dies alles augenscheinlich nicht gewusst zu haben.

Die Haltung dieser Tiere war, wie jede tierzüchterische Bestrebung in der Pfahlbauzeit, äusserst primitiv. Selten kam es vor, dass einer der Besitzer seine Pferde bei sich im Stalle über dem Wasser hatte. Dies geschah nur in Zeiten, da man einen Überfall der Feinde fürchtete. Sonst aber weideten die Pferde frei mit den Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen der Ansiedelung in deren Umgebung. Meistens wurden sie mittelst Stricken gefesselt und zwar um ihre Vorderfesseln (*pedica, pastoria*). Oft aber, wenn Wölfe und Bären in der Nähe waren, liess man sie auch ganz frei laufen, indem man ihnen meistens eine Holzklapper oder eine Metallglocke um den Hals hängte, damit man sie leichter wieder finde.

Später noch wird der Diebstahl dieser Fussfesseln oder der Schellen strenge bestraft, wenn er den Verlust eines Pferdes zur Folge hatte. So musste bei den Alemannen und Salischen Franken der Dieb die Pferde ersetzen (L. Sal. XXVII. 23). Bei den Burgundionen musste bei Entwendung der Schelle als auch der Fessel eines Pferdes ebenfalls ein solches gleicher Güte wieder gegeben werden. Dies war die Strafe der Freien; der Leibeigene wurde geschlagen (L. Burg. IV. 5 u. 6.).

Derartig herrenlos gewordene Pferde verwilderten, und daher braucht es nicht Reste des alten Wildpferdes zu betreffen, wenn **Strabo** IV. 6 erwähnt „In den Alpen trifft man wilde Pferde“. Auch das Wort **Ekkehard**s in den um 1000 nach Chr. verfassten St. Gallischen Speisesegnungen: „Möge des wilden Pferdes Fleisch süss beim Christuskreuz schmecken“ braucht sich nicht auf wirkliche Wildpferde zu beziehen, indem alle diese Leute, wie ich in einem späteren Kapitel noch zeigen werde, herrenlose oder freilebende Pferdeherden als „wild“ bezeichneten, ohne dabei den Gedanken an eine „Spezies echter Wildpferde“ im Sinne heutiger Gelehrter zu haben.



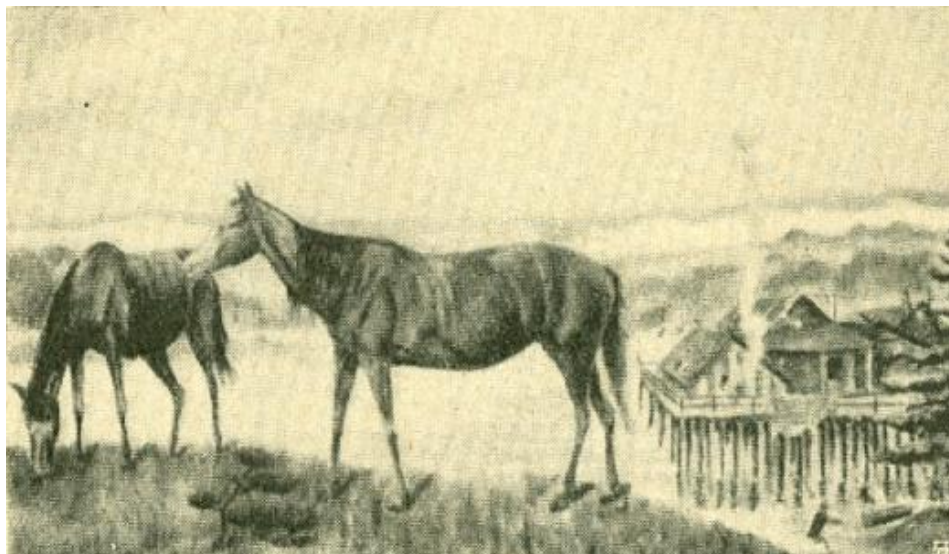
Schädel des Pferdes der Bronzezeit aus dem Pfahlbau von Auvernier.
Der Schädel stimmte mit denen aus helvetischer Zeit überein

Wenn es zwar nicht ausgeschlossen ist, dass die erwähnten echten Wildpferde der Steppenzeit sich mit den frei im Walde lebenden Hauspferden paaren konnten, ist dies deshalb ziemlich unwahrscheinlich oder selten gewesen, weil die Hauspferde dieser Zeit sonst wohl etwas von den Körperformen dieser supponierten Eltern angenommen haben würden. Es ist aber immer, namentlich im Kopfe, ein auffallender Unterscheid. Beim Germanenpferde jedoch trifft es nicht mehr zu, denn sein schwerer Kopf und die plumperen kurzen Glieder würden sehr wohl diese Annahme einer Bastardisierung mit dem einheimischen Wildpferde wahrscheinlich machen.

Ums Jahre 800 v. Chr., in der Zeit, die wir die Hallstattperiode (800-400 v. Chr.) nennen, kam das Volk der **Kelten** bei uns an, die sich dann Helvetier nannten. Sie bewohnten nicht mehr Pfahlbauten, sondern Landsiedelungen und waren ein richtiges Reitervolk. Noch **Strabo** IV, 4 sagt im letzten Jahr-hundert v. Chr.: „So streitbar alle Kelten sind, so sind sie doch bessere **Reiter** als Fussgänger, und **aus ihnen besteht der beste Teil der römischen Reiterei**“.

Der Münzstempel der tigurinischen Helvetier von Avenches zeigt auf dem Revers die Darstellung eines Wagens, der mit zwei Pferden bespannt ist, und die Münze des Orcitrix (Orgetorix) zeigt auf der Rückseite das Bild eines Pferdes, noch in der Zeit vor Bibracte (58 v. Chr.). Ja, die Helvetier hatten, wie die übrigen Kelten, sogar eine eigene Pferdegöttin, die die Römer später von ihnen übernahmen. Es war „Epona“, die in Rom erstmals von **Juvenal** er-wähnt wird, und die dann das Christentum zur heiligen „Anna“, der Gross-mutter Christi, umgestaltete.

Die besten Funde dieses helvetischen Pferdes stammen aus der gegen 400 v. Chr. gegründeten Wasserburg am Ausfluss der Thielle aus dem Neuenburgersee „La Tène“ bei Marin. Hier standen stets Rosse in Bereitschaft, sowohl in keltischer als auch in römischer Zeit; denn von Kaiser Augustus (19 v. Chr.) bis zum Tode Trajans (117 n. Chr.), also 136 Jahre lang, war dort ein Detachement der 21. Legion, die in Vindonissa in Garnison lag, stationiert. Was nun das Aussehen dieses Pferdes angeht, so haben **Marek** und **Schwerz** die Knochen studiert, und ich habe es in einer neuesten Arbeit (Naturf. Ges., Bern, 1923) mit den Pferdeknochen aus Römerzeit verglichen.



Versuch der Rekonstruktion des helvetischen Pferdes an Hand der Funde im Berner Museum. Ausgestellt Landesausstellung 1914. Der Hals ist etwas fehlerhaft dargestellt, in dem die neuesten Resultate einen geraden aber wohl nie einen Hirschhals ergaben.

Danach können wir zur nachfolgenden Beschreibung kommen, die ich meiner, in den Fehlern des Typus etwas übertrieben akzentuierten Rekonstruktion dieser Tiere an Hand der reichen Sammlung des Berner Museums für die Landesausstellung von 1914 zugrunde legte.

Bei einer Widerristhöhe von 139 cm im Mittel war der Kopf des Keltenpferdes im Mittel 52 cm lang, das Profil öfters gerade, hie und da dagegen war Hecht- oder Hasenkopf vorhanden.

Der Hals war relativ kurz und die häufigste Halshaltung, die leicht nach der von mir angegebenen Methode aus der Richtung der Jugularisfortsätze des Schädels ermittelt werden kann, erscheint eine bloss wenig schräge, fast horizontale. Bei den uns vorliegenden Individuen kam jedenfalls nie Hirsch- oder Schwanenhals vor. Daraus ergibt sich, dass die Leute einerseits keine ebenen Flächen besaßen, auf denen die Tiere in schnellstem Laufe ungehindert einherjagen konnten und andererseits, dass den Reitern damals die hohe Schule noch unbekannt war, vielmehr die Pferde bei einer losen oder weichen Zügelführung ihren Weg genau studieren mussten, um ihn durch die Brüche und Moore, Wälder und Bergpässe zu finden.

Der Rumpf des Pferdes war lang und dies namentlich im Lendentheile, der wohl häufig bei alten Stuten eingesunken war infolge des Gewichtes des mit schwer verdaulichen Rauhfutterstoffen gefüllten Bauches plus dem Gewicht des Fohlens und Reiters. Aufgefundene Lendenwirbel zeigen Spuren davon. Die Kruppe war kurz und stark abschüssig. In einer älteren Studie (D. L. Tierz, 1909) gab ich den Winkel, den die obere Linie des Kreuzbeines mit dem Horizonte bildete, auf 25° an; dabei sind die Beckenknochen oft sehr schräg nach abwärts gerichtet, weshalb das betreffende Pferd bei der meist relativ hohen Beinlänge vielfach unterständig oder sogar säbelbeinig werden musste, sofern die Kruppe nicht bedeutend überbaut, d. h. höher als der Widerrist war.



Grössenvariation der Hinterröhrenbeine von Pferden aus diversen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Epochen. Die La Tène-Knochen sind nach denen von Anau die schlanksten

Das Verhältnis der Distanz von Darmbeinschaukelrand bis zur Mitte der Hüftgelenkspfanne und von hier bis zum Sitzbein ist 61:39 %, wie wir denn bei unsern heutigen Halbblutpferden im Mittel 63:37 % finden, beim echten Araber sogar bloss 57:47 %. Es war also unbedingt kein Galoppferd, sondern ein Schritt- und ein Trabgänger. Wenngleich die schlanken Glieder scheinbar für einen Galopper sprechen, sehen wir doch aus dem Verhältnis der einzel-nen Röhrenknochen zueinander wiederum, dass es ein überwiegend Schritt- und Trabarbeit leistendes Tier war. So erkennen wir das Längenverhältnis des Hinterbeines mit 37 (Oberschenkel): 35 (Unterschenkel): 28 (Röhre plus Sprunggelenk) in prozentualischer Beteiligung. Eine derartige Korrelation finde ich nur bei den Skeletten der Ponies von Tongking, Indien, Sumatra, aber auch denen von Island und Schweden, nämlich 35 : 35 : 30. Beim Vorderarm ergibt sich ein Verhältnis aus den Mittelwerten aller Knochen von 30.1 (Oberarm): 43.3 (Vorarm): 26.6 (Röhre), was sehr schön dem an dem grossen Pferdmaterial meines Buches „Beurteilung des Pferdes“ ermittelten Mittelwertverhältnis von 30.03 : 43,43 : 26.52 entspricht, das sich bei den Pferden zu **kombinierten** Gebrauchszwecken findet.

Die merkwürdig schlanken Beine sind also auf Rechnung der Herkunft von den Wüstenpferden Zentralasiens zu setzen, sowie auch auf die Wirkung des schweizerischen Klimas und Bodens, die sich bei allen später importierten Pferden zeigt. Ich habe von dem Lössboden des Tumulus von Anau (Zentralturkistan) aus einer Zeit zwischen 8000 und 7000 v. Chr. ein Wüstenpferd beschrieben, das ich *Equus caballus Pumpellii* nannte und als Stammvater dieser ganzen Gruppe von sog. orientalischen Pferden betrachte, inklusive unseres Keltenponys, das Prof. J. Cossar Ewart in Edinburg als *Equus ca-ballus celticus* bezeichnet hat.

Das Anauerpferd hat die allerschlankesten und dünnfüssigsten Extremitäten, die ich überhaupt bei prähistorischen wie historischen Pferden kennen gelernt habe. Der Index der Dünnfüssigkeit, d. h. der Quotient aus der Breite x 100 als Dividend und der Länge des Knochens als Divisor ist 9.5 bis 10.5 bei der Hinterröhre. Beim Keltenpferd der Pfahlbauten ist dieses Verhältnis 10.0 bis 10.5, also annähernd gleich; bei dem damals in der Schweiz einheimischen Wildpferde 13.0-13.6, beim Römerpferde 10.7-11.5, beim Germanenpferde 11.9, beim norddeutschen Wildpferde 13.9.

So zeigt sich also das keltische Pferd der Schweiz als ein absonderlich schlankbeiniges Tier, wie kein zweites in Zentral- und Westeuropa mehr existierte, und das auch **Schwerz** nach seinen Röhrenknochen ganz „hemi-onus“ – (Wildesel) – ähnlich nennt. Wenn wir nun bedenken, dass von Beginne der Bronzezeit nicht nur bis zur Alamannenzeit (497 n. Chr.), wie ich aus einem Alamannengrabe bei Königsfelden konstatieren konnte, sondern nach **Zimmermann** sich sogar bis 1400 n. Chr. unter den Funden des Schlosses Hallwil genau das gleiche schlankgliedrige Pferd zeigt, so dürfen wir mit Sicherheit darauf schliessen, **dass das Klima unseres hochgelegenen Landes**, verbunden mit einer primitiven und schlechten Ernährung, magerer Weide, **die Tendenz besitzt, den Typ importierter Pferde nicht schwerer sondern eher dünnbeiniger** zu machen, wenn wir den Tieren nicht reichstes, saftiges Futter in Menge zur Verfügung stellen können.

Die **Römer** haben dies auch nicht gekonnt, und deshalb sehen wir, als nach der Schlacht von Bibracte die Römerherrschaft über unser Land hereinbrach, das einheimische Pferd diese Zeiten überdauern.

Wenn man das Pferd der Schweiz zur Römerzeit kennen lernen will, so vermag man abzustellen sowohl auf die Knochenfunde als auch auf bildliche und schriftliche Überlieferungen. Hierbei ist aber gleich von vornherein zu konstatieren, dass wir bei jedem Bildwerke heute nicht mehr wissen können, ob solche Tiere an Orten, an denen man das Bild fand, auch wirklich gelebt haben, und ob der Künstler dem Bilde ein

portraitähnliches Lokalkolorit geben wollte. Bei **Knochen**funden sind wir sicher, dass das betreffende Tier an jenem Orte bei seinem Tode anwesend war; denn Gefrierfleischtransporte kannte man damals noch nicht. Für Knochen römischer Pferde ist vor allem Windisch, das mächtige römische **Castrum Vindonissa** zu nennen. Hier sind drei Fundorte zu unterscheiden: das Amphitheater, die Breite und der Kälberhügel. Die letzteren entsprechen der Offiziers- und der Mannschaftskaserne; die Amphitheaterfunde stellen nur die Reste der Pferde dar, die bei den Spielen starben und der Einfachheit halber gleich in der Arena verlocht wurden. In den Carceres der Raubtiere fanden sich auch einige Knochen der Nahrung derselben. Es existiert nun eine deutliche Differenz zwischen den Küchenresten der Offiziers- und Mannschaftskasernen; denn bei den ersteren finden wir mehr Wild, Kälber, Schafe, Schweine, Rinder, Ziegen und Ge-flügel, bei der letzteren fast nur Pferde, Rinder und Schweine. Die Zahl der vorliegenden Pferdeindividuen ist aber recht gross. Ich schätze die mir bis heute bekannten Reste als von 270 Pferden stammend. Naturgemäss weiss man bei diesen Nahrungsresten nicht, was zueinander gehört, und die muskellosen Teile wie Röhren und Fesseln sind am besten erhalten, da sie von Metzger und Koch nicht zerschlagen wurden. Schädelreste sind äusserst selten, und daher war es gut, als im letzten Frühjahr in dem römischen Broye-Brückenrest bei **Witzwil** drei ziemlich komplette Pferdeskelette aus Römerzeit gefunden wurden, die ich in den hauptsächlichen Knochen beschrieben habe. (Naturf. Ges. Bern, 1923, Heft VII.) Ich sagte daselbst als Schlussfolgerung, dass es ein kleines Pferd war mit einer Widerristhöhe von 1,40-1,45 m, nach der modernen Nomenklatur der Hippologie also ein „Pony“ von schlankem Habitus und orientalischem Gepräge. Diese Form, die aus der helvetisch-keltischen Landesrasse durch bessere Ernährung und Haltung um ein geringes vergrössert und verstärkt, also verbessert wurde, ist somit kein fremd eingeführter Pferdeschlag. Aus der besseren Halshaltung, die ich konstatieren konnte, ergibt sich, dass die Tiere, die dort bei einem Überfall in den Sumpf gestürzt sind, römische Reitdressur erhalten und ihr Kopf herangearbeitet worden war.



Schädel eines Pferdes aus der Römerzeit von dem Broye-Brückenkopf bei Witzwil

Es wäre wirklich wertlos gewesen, wenn die Römer bessere Pferde nach Helvetien hätten bringen wollen, hatte ja doch das keltische Pferd den Ruhm eines der besten Pferde des Römerreiches. Auf diesen Pferdchen, den kleinen keltischen „manni“ zeigten sich, wie uns **Horaz** erzählt, die römischen Par-venus auf der Via Appia, der

„Rotten Row“ des alten Roms, um damit zu renommieren. Und nicht umsonst sagt **Trebellius Pollio Claudius** (cap. 9) von den keltischen Stuten, dass sie „ihr **Ruhm adele**“. Hat ja schon der grosse **Julius Cäsar** (Bell. Gall. IV, 2) den Keltenpferden wenigstens den Vorzug lassen müssen, dass sie an Grösse und an Schönheit denen der Germanen vorzuziehen seien, weil die Kelten sie durch teuer bezahlte, importierte edlere Rosse verbessern. Wie sehr das stimmt, habe ich schon 1904 bei der Beschreibung der Viehzucht der alten Germanen (Archiv f. Anthropologie, N.F., Bd. II.277) gezeigt, deren mittlere Pferdehöhe nur 118 cm war, wogegen allerdings das Keltenpferdchen fast als Riese erscheint. Auch das Pferd der Burgundionen, die im 5. Jahrhundert die Westschweiz besiedelten, wird im 4. Jahrhundert durch Vegetius (Ars vet. IV. 6) gelobt, indem er sich dahin ausspricht, dass als Kriegspferd in erster Linie das ungarische wegen seiner Geduld, Arbeit, Kälte, Hunger und Beschwerden zu ertragen, an erster Stelle stehe; an zweiter Stelle dann aber die Thüringer und **Burgunder** Pferde nachfolgen. An dritter Stelle kämen dann die Friesen nicht alleine wegen ihrer Schnelligkeit, sondern auch wegen ihrer Ausdauer im Laufe.



Imperator Marcus Aurelius. Statue auf dem Kapitol vom Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Ein kleiner, gemästeter Hengst (zirka 145 cm hoch), schlankknochig, trocken in den Gliedern, auf Schulter und Beinen die Venen durch die dünne Haut schimmernd, also orientalischer, vielleicht spanischer Herkunft. Fälschlich öfters als Kaltblutpferd bezeichnet.

Im Amphitheater hingegen sei ein anderes Pferd der Sieger; es sei dies das spanische, das besonders für die Wendungen im Kreise geeignet sei. Die wenigen etwas grösseren Knochen im Amphitheater von Vindonissa könnten daher auch sehr gut solchen spanischen Pferden angehört haben, da die Römer ja keine Schwierigkeiten scheuten und selbst Kamele bei den Spielen von Vindonissa auftreten liessen, wie uns die dort gefundenen Kamelsknochen beweisen. Oder war es eine andere absonderliche Pferderasse, die man im Zirkus zeigte? Sicher können wir dies nie mehr ermitteln. Es genügt uns aber festzustellen, dass in überwiegender Zahl **die Pferde zur Römerzeit der Schweiz keiner schweren Form angehörten, die etwa als Stammform der heutigen Zugpferde aufgefasst werden könnte**. So eine besaßen die Römer damals ja überhaupt noch nicht.

Ja, es existiert meines Wissens überhaupt nur ein einziger Fund eines Bildes von einem typischen, schweren „Kaltblüter“ in der Statuette aus dem Gebiete der Treverer (Sedan), woher schon Nero seine schweren Stuten bezog. (Grivaud Rec. IV. 1). Selbst das berühmte Standbild des Imperators Marcus Aurelius auf dem Kapitol, das aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammt, stellt kein Schrittpferd, sondern einen gemästeten, entweder batavischen oder spanischen Hengst dar. Man vergleiche damit das später bei der Besprechung der spanischen Pferde in der Freigrafschaft hier publizierte Bild des Don Guzman Olivarez und wird bei diesem, wie den spanischen Hengsten des Infanten Don Ferdinand (München) und Don Balthasar (Madrid) fast vollkommene Proportion und Massübereinstimmung finden.

Auch die Bilder auf den Grabstellen des Sextus Valerius Genialis, eines Bataver Reitersmannes, sowie seines rauracischen (berner-jurassischen) Kommilitonen Danniis in Watermore bei Cirencester (Gloucester), England, sind nicht klar und sorgfältig genug gearbeitet, um ein schweres Kaltblutpferd hier erkennen zu können, besonders da die Beine recht dünn dargestellt sind.

Auch die Postpferde, *equi cursales*, die wir auf der Grabstele des Postmeisters in Maria-Saal (Kärnten) sehen, sind absolut keine Schrittpferde heutiger Form. Zwar etwas schwerer als sie, wenn auch sehr roh ausgeführt, erscheint das Pferd eines spätrömischen Reitergrabes aus Alexander Troas, das **Suchanka** (Norisches Pferd 1909.9) als „Pinzgauer mit gespaltener Kruppe“ zu nennen die dichterische Kühnheit hat, obgleich auf dieser Seitenansicht des Pferdchens weder eine gespaltene Kruppe auf dem rohen Bilde sichtbar sein konnte, noch das Pferd höher als 130 cm gewesen ist, da der Fuss des Reiters unter das Vorderknie auf die Vorderröhre herabhängt. Zudem beweist das Vorkommen solcher Pferde auf Grabsteinen römischer Reiter durchaus nicht, dass diese in jenen Gegenden etwa gezüchtet wurden. Schon Cossar **Ewart** (*on skulls etc. Transact. Edinb. Vol. 45.*) sagt, dass die Ala Vocontiorum sich mit den Pferden der an die Sapaudia (Savoyen und Waadt) angrenzenden Gegenden der Vocontier remonteerte, welche so nach England importiert wurden. Von **Mommsen** (Antiq. Ges. Zürich Bd. 9) erfahren wir ebenfalls, dass verhältnismässig viel Reiterei zur Römerzeit in der heutigen Schweiz ausgehoben wurde, namentlich im Wallis, was auf den Wohlstand jenes Landes schliessen lässt. Wir finden eine eigene Abteilung Walliser Reiter (Ala Vallensium), die bei Rothenburg am Neckar stationierte, ausserdem waren in vielen deutschen und englischen Reiterkorps helvetische und rauracische Gaugenossen.“ Denn nicht umsonst nennt noch **Paulus Orosius** (*hist. VI., cap. 7*) die Helvetier die tapfersten unter allen Galliern.

Andererseits kamen zur Römerzeit auch **türkische** Pferde in die Schweiz, denn **Caecina** schlug im Februar und März 69 n. Chr. den Aufstand der Helvetier bei Brugg und am Bötzenberg durch „thrazische Kohorten“, also bulgarisch-türkische Reiter, sowie

durch „rhaetische Reitergeschwader“ nieder. Raetia umfasste damals auch Schwaben mit Augsburg als Hauptkolonie.



Römische Statuette eines kleinen, grobbeinigen Rosses vom Typus eines modernen Schrittpferdes aus den Ardennen bei Sedan (nach Grivaud und Reinach) Bei einer Kopflänge von zirka 60 cm wäre das Pferd höchstens 150 cm hoch gewesen. Originell ist der aufgewundene Schweif, wie solche heute noch in Belgien gebräuchlich sind.

Für die Hochschätzung der Pferdezucht bei den Helvetiern und verwandten Kelten sprechen auch die häufigen keltischen Dorfnamen, die mit der Pferde-göttin Epona in Verbindung stehen, von denen „**Epaona**“ zwischen Vienne und Lyon durch das dort 517 abgehaltene christliche Nationalkonzil unter Bischof Avitus am bekanntesten geworden ist. Auch unser **Nyon**, Novidu-num, wird in der römischen Weltkarte (*Itiner, Antonin.*) nur „**Equestris**“ ge-nannt, da sein ganzer Name „Colonia Julia Equestris Novidunum“ lautete, also „Reiterkolonie des Julius“. Obwohl es daher mit Pferdezucht selbst nichts zu tun hat, zeigt uns doch der Grabstein des **Decimus Julius Ripanus Capito Bassianus** daselbst, dass die Wertschätzung des Pferdes im alten Rom so hoch ging, dass wie beim „Ritterschlage“ späterer Zeiten im alten Rom nicht die goldenen Sporen verliehen wurden, sondern der römische Ritter durch „Verleihung des Staatspferdes“ geehrt ward, *equo publico honorato*, wie auf dem Gedenkstein diesem Toten nachgerühmt wird. Auch der vorerwähnte berner Jurassier Dannius, der mit Genialis zusammen in Watermore ruht, war ein Ritter der *equites singulares* und später im Commando Indus der britischen Reiter dienend (*Archaeologia Vol. 27*). Die *equites singulares* bestanden zum grossen Teile aus bataver Söldnern, vor deren Reiterei **Caesar** (*Bell. Gall. IV. 12*) schon grossen Respekt hatte, da 800 Reiter derselben 5000 Reiter Caesars in die Flucht schlugen. Sie wurden ebenso wie die Helvetier von Caesar zu den Belgiern gezählt (*Fontes rerum bernens, 1pg. 30*). Belgische, speziell Ardenner Stuten sollen nach **Plinius** (XI. 109) frühzeitig nach Rom gebracht worden sein, wo sie wegen ihrer Schwere und Form, die sonst nur bei Hengsten bekannt war, als „Zwitter“ betrachtet und von Nero im Zirkus eigenhändig vor-gefahren wurden; ein Zeichen zugleich, dass eine Rasse solcher Zugpferde bis dato unbekannt war.



Der römische Edle Marcus Nonius Balbus junior
Statue aus Herculaneum im Nationalmuseum von Neapel.
Aus der Zeit um Christi Geburt.

Deshalb lässt sich, wenn wir die Pferde der Römerzeit in Bildwerken ansehen, sicher sagen, dass ausser dem abgebildeten Rosse aus den Ardennen kein Pferdetyp da war, der unserem heutigen Schrittpferde entspricht. Das häufigste Römerpferd war dem von Witzwil geschilderten, helvetisch-orientalischen Pferde entsprechend und wird uns fast am schönsten in der Statue des römischen Edelmannes **Marcus Nonius Balbus** vor Augen geführt. Auch dessen Pferd ist klein; nach seiner Kopflänge und dem Fusse des Reiters geschätzt, etwa 140 cm hoch. Der Fuss des Reiters schwebt bei leicht gebogenem Knie des Reitersitzes etwas über dem Vorderknie des Pferdes, also ca. 55cm über dem Boden.

*Um nun allen Missverständnissen auszuweichen, möchte ich hier nur noch definieren, was wir unter Schritt- und Kaltblutpferden zu verstehen haben, und wie wir dieselben auf Bildwerken mit einiger Wahrscheinlichkeit erkennen können. Wie früher **S. v. Nathusius**, so bestätigte auch in meinem Buche „Beurteilung des Pferdes“ die Tatsache, dass der Name Kaltblutpferd schlecht gewählt ist, weil diese Art von Tieren gewöhnlich sogar eine etwas höhere Bluttemperatur hat als die sog. Warm- und Vollblutpferde. An vielen Hunderten von Blutrockensubstanzbestimmungen zeigte ich ferner, dass der Mittelwert an Blutrockensubstanz des Kaltblutpferdes tiefer liegt als*

der von Halb- und Voll-blütern, es also eher „Dünnblutpferd“ heissen sollte. Es zeigte sich aber endlich, dass es die langsame Art der Bewegung, resp. die Bewegungsbeschränkung bei reicher Ernährung allein ist, die diesem Typus des Zugpferdes sein bestimmtes Gepräge aufdrückt. Somit ist als Form allein das charakteristisch, was mit dem grossen Eigengewichte und dem schweren Zuge zusammenhängt, und das ist vor allem die „gespaltene Kruppe“, welche durch die Vermehrung des Querschnittes der Becken-(glutaeus)-Muskulatur zustande kommt. Diese Beckenmuskulatur arbeitet am Oberende des Oberschenkels und wirkt hauptsächlich bei der Schrittbewegung den Körper samt der Last vorwärtsschiebend. Diese gespaltene Kruppenform wird verändert durch überwiegende Galopp-leistung. Oberst **Ziegler** in Thun hat dies mehrfach in Photographien der Eidgen. Regieanstalt festgehalten, wie sich unschöne Kruppenmuskulatur durch Galopparbeit, die die vermehrte Einwirkung und Entwicklung der Schenkelmuskulatur (musc. biceps femoris, etc.) hervorruft, zum Verschwinden gebracht wird. Wir wissen also heute, dass Bilder von Pferden mit starken Muskelwülsten auf der Kruppe solche Tiere darstellen sollen, die vorwiegend Schrittarbeit leisteten. Somit lässt sich dies Merkmal ganz gut zur Unterscheidung von Bildwerken verwenden. Sodann ist die Abschüssigkeit der Kruppe mit einer gewissen Berechtigung schon früher durch **Kraemer** (Kruppe der Diluvialpferde 1913) als Merkmal der Schrittpferde herangezogen worden, indem bei schwerem Zuge sich das Becken und das Kreuzbein in die Richtung des Zuges der Schenkelmuskeln einzustellen pflegt. Viel schwieriger ist der dritte Punkt, die Beinstärke. Wir wissen bei den meisten, namentlich rohen Bildern oder Umrisszeichnungen nicht, ob hier Winterhaare mitabgebildet sind, oder bloss die glatte Sommerbehaarung. Sieht man allerdings Venen und Sehnen dargestellt, so ist dieses Merkmal ebenfalls brauchbar.

Es muss nach unseren neuesten Erfahrungen und Kenntnissen als sicher angenommen werden, dass das Schrittpferd überhaupt und die heutige Form im besondern nur ein durch **Mästung** bei Bewegungseinschränkung herausgebildeten Konstitutionstyp des Pferdes ist. Diesen Gedanken bringt auch schon **Van Leeuwen** (Geschiedenis v. d. nederl. Paarden etc. 1922) zum Ausdruck, indem er sagt: „Durch die Trockenlegung der Moräste längs der Küste der Nordsee wird das Pferd besser gefüttert. Auf den besten Weiden werden die Nachkommen der früher kleinen und unansehnlichen germanischen Pferde langsam grösser und schwerer, um so mehr, weil sie nach dem Bedürfnis der Zeiten in dieser Richtung hin gezüchtet wurden.“ Ich werde im Verlaufe dieser Schilderungen noch zeigen, dass bei uns diese Schrittpferdeform erst dann erzeugt wurde, als das Bedürfnis nach einer solchen durch die bessere Strassenbeschaffenheit entstand, früher aber, wie auch das Bild flandrischer Pferde aus dem 16. Jahrhundert zeigen wird, selbst hier nicht die schwersten Schrittpferdeformen existierten.

Wir haben ja für die grossen Formen unserer Rinder Ähnliches gesehen, und die Degeneration der Schrittpferde in den Steppen Russlands, wie sie durch Oettingen, Grünwald u. a. konstatiert wurde, bestätigt dies. Aber nicht nur das sog. „occidentale“ Pferd, wie manche Autoren noch sagen und schreiben, kann schwere Masttypen des Pferdes bilden, auch das „orientalische“ vermag es; so sehen wir solche schon bei den Persern und Indern, besonders aber am schönsten bei den Chinesen dargestellt, wie uns sowohl Kümmer (Kunst Ostasiens, 1921) als auch die Sammlung des Musée Guimet in Paris, und die Publikationen von Konservator Deshayes zeigen. Ich gebe hier als Muster die Pferde der Grabkammer der Familie Wu in Schantung, aus der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. stammend. Es ist überflüssig zu betonen, dass es den Chinesen leicht war, Mastpferde mit kurzen dünnen Beinen zu züchten, da sie ja alle ihre Haustiere zu Masttieren umgewandelt haben, wie Hund, Schwein und Schaf.

Das Rind allerdings nicht, weil es ihnen aus religiösen Gründen zu essen verboten war.

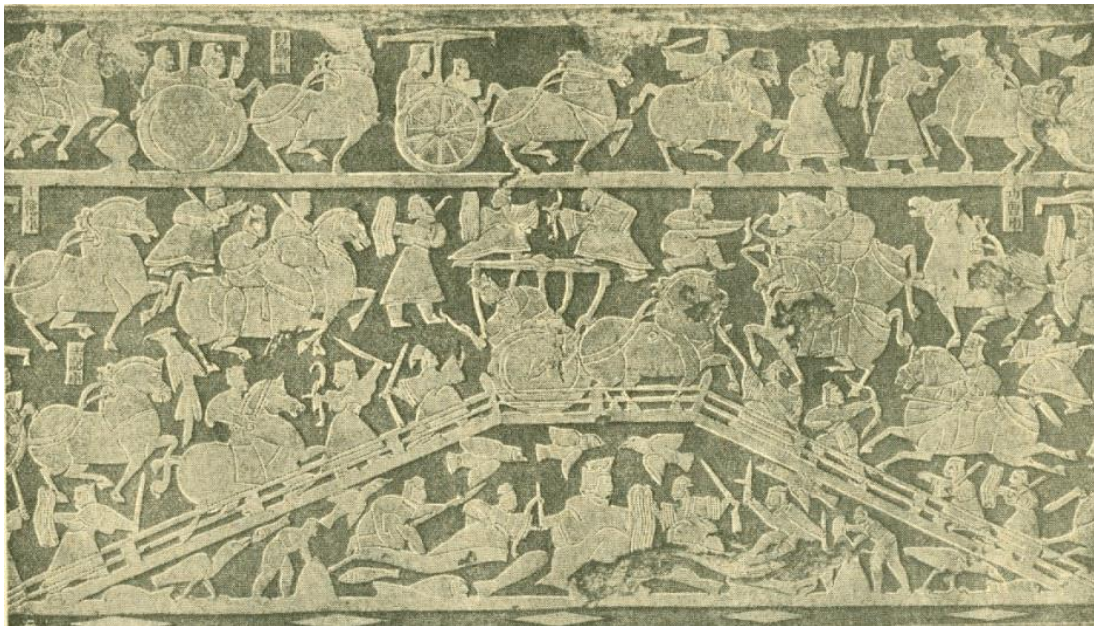


Bild eines Reiterkampfes von der Grabkammer der Familie Wu in Schanghai (China) um 150 v. Chr. Die kleinen, kugelrund gemästeten Pferde mit dünnen, trockenen, sehnigen Beinen sind dennoch keine „abendländische Kaltblutpferde“.
(Nach Helmolt, Weltgeschichte Bd. I)

Aus alledem geht nun hervor, dass bei den Römern das Pferd nicht als Schrittpferd erscheinen konnte, weil der Römer eben kein solches brauchte, indem bei ihm alle landwirtschaftlichen Arbeiten und schweren Fuhren durch Ochsespannen gemacht wurden, über deren Bändigung und Abrichtung die landw. Autoren ganze Bände schreiben. Beim Römer nahm das Pferd eine Sonderstellung als „*equus nobilis*“ ein, das nicht zu den Instrumenta des landw. Betriebes gezählt, sondern nur für Renn-, Kriegs- und Staatsdienst, an leichten Postwagen oder als Packpferd, sowie als Jagdpferd Verwendung fand. Der kontinentale Handel war trotz „Römerstrassen“ nicht so entwickelt, dass er schwerstes Kaliber von Zugpferden brauchte. Wenn also behauptet wurde, dass die Römer Schrittpferde in der Schweiz verwendet hätten, so beruht das auf einer zu modernen Anschauungsweise, sowohl der römischen Tierzucht als auch des wirtschaftlichen Lebens im alten Rom. Es ist aber ganz falsch, wenn z. B. **Suchanka** zum Beweise des Vorhandenseins des nordischen Pferdes zur Römerzeit dem **Vergilus Maro** die Angabe zuschiebt, er schildere als erster römischer Autor die gesplattete Kruppe des Pferdes, weil er in seinem Wohnsitze bei Mantua selbst Gelegenheit gehabt habe, das „Pinzgauer Pferd“ zu sehen.

Auch hier ist wieder der Wunsch Vater des Gedanken gewesen; denn Tatsache ist nur, dass **Vergilus Maro**, *Georgica* 3.86 sagt: „Atque duplex agitur per lumbos spina.“ Aber er schrieb diese Worte ungefähr anno 30 vor Christus (geb. 15. Okt. 70 v. Chr.) und schon 50 Jahre vorher sagte der grösste landwirtschaftliche Schriftsteller Roms **Terentius Varro**, wohnhaft in Reate im Sabinerlande in der Nähe Roms, also weit vom Noricum Oesterreichs, (*L. II. cap. VII*) „scapulis latis, spina maxima duplici, sin minus non extanti“. Man übersetzt beide Stellen technisch am besten wie folgt: „**Varro**: breite Schultern, der Rückgrat meist doppelt (bemuskelt), wenn nicht, so doch nie (scharf) her-ausstehend.“ **Vergil**: „Und zwiefach wirkt in der Lende der Rückgrat.“ Ich will hier

nicht die verschiedenen falschen Übersetzungen besprechen; jedenfalls ist es aber ganz falsch und unrichtig, wenn Suchanka als **Übersetzung** dieser Stelle angibt: „Lende und Kruppe geteilt.“ Den modernen Begriff „Kruppe“, vom ital. *groppa* stammend, erwähnt bei den Römern überhaupt nur **Vegetius** und nennt sie „ilia“ und nicht „lumbi“ = Lenden

Wie schon **Kraemer** in seinen schönen Studien „über die Rassen des Pferdes in den klassischen Staaten“ betont, liegen also auch keine literarischen Dokumente für die Anwesenheit von Schrittpferden im alten Rom vor, und da wir dies sowohl nach den Knochenfunden wie für die Bildwerke mit Ausnahme einer merkwürdigen Statuette aus den Ardennen soeben konstatieren konnten, müssen wir unbedingt den früher erwähnten Schluss bestätigen, dass bisher weder in der Schweiz noch in dem anstossenden Alpengebiet irgendein objektiv gültiger und stichhaltiger Beweis in den Werken römischer Schriftsteller und Künstler bisher gefunden wurde, wonach ein schweres Pferd vom heutigen schweren Zugpferdschlag in diesen Gegenden gezüchtet worden ist.

Vom dritten Jahrhundert nach Christus an fallen nun abwechselnd Ala-mannen und Burgundionen in das römische Helvetien ein. Nach der Zer-störung der helvetischen Hauptstadt Aventicum verschwand sogar unter Diocletian der Name Helvetien und die Provinz hiess nun „*Sequania*“. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts erfolgte dann der endgültige Zusammenbruch der Römerherrschaft durch die alamannische Eroberung. Nach **Idatius** wurden dann um 443 die Burgundionen, welche erstmals 411-413 unter ihrem Könige Guntiar (Gundarius) durch den Römerfeldherren **Aetius** geschlagen worden waren, gezwungen, sich in der von römischen Kolonisten bewohnten **Sapaudia** (Savoyen, Waadt und Wallis) niederzulassen. Vorher (437) wurden sie aber nochmals durch die Hunnen ausgeplündert und ihr Reich am Rheine zerstört. Sie scheinen hier von den noch sesshaften Römern nicht als gleichgestellt, sondern nur als einlogierte Gäste angesehen zu werden, was daraus klar hervorgeht, dass nach der *Lex Romana* ein römisches Mädchen, das einen Burgunder heiratete, auf ihr väterliches Erbe verzichten musste. Mit der Zeit besserte sich die Stellung der Burgunder. Jedenfalls wurde aber in der Westschweiz aus diesen Gründen zunächst nicht viel römische Kultur zerstört, wie dies in der Ostschweiz geschah, wo die Alamannen die Städte Roms und seine Kultur austilgten. Die helvetischen und die burgundioni-schen Pferde sind jedenfalls noch dieselben wie früher geblieben, aber die Stallhaltung bei den gebildeten Römern machte wieder dem Weidebetriebe in der Pferdezucht Platz. Die Gesetze der Alamannen und Burgundionen zeigen, dass die freie Weide die Regel war. Bei den Alamannen hiess eine Herde Trupp (*troppo*), jeder Trupp ward von einer Leitstute geführt und fand so seinen Weg in die guten Weidegründe. Eine solche Leitstute (*ductix de troppo de jumentis*) ist zwölfmal kostbarer als eine junge, noch untrüchtige Stute und daher kostet ihre Tötung oder ihre Entwendung 12 Schillinge. Eine Stute, die ein Fohlen säugt, kostet 6 Schillinge, eine alte Stute nur 1 Schilling (*Lex Alam.* 72). Auch bei den Burgundern (*Lex Burg.* IV. 1) kostete ein sehr gutes Pferd 10, ein mittleres 5 und eine Stute 3 Schillinge.

Das sind aber, wie wir gleich sehen werden, **hohe** Preise, denn allzu häufig waren die Pferde nicht, und darum stehen auch strenge Strafen auf ihrer Verwundung oder Tötung. *Lex. Burg.* IV. 1 sagt: „Wer immer, sei er Burgunder oder ein freier Römer, einen Hengst oder eine Stute zu stehlen sich erdreistet, der soll **getötet** werden.“ *Lex Alam.* 69 sagt, dass derjenige, der einen Hengst stahl oder verwundete, 12 Schillinge bezahlen musste und ausserdem neunfach den Wert des Hengstes.

Über den verwilderten Zustand der Pferde in den Herden gibt auch der *Pactus Alam.* Fragmente Aufschluss, wo es heisst: „Wenn einer in einer fremden Herde eine Stute wegnimmt und sie **zähmt**, so soll er eine gleiche dafür geben.“ Bei den Burgundionen

heisst es hingegen IV. 7: „Wenn ein Freier ein fremdes Pferd ohne Erlaubnis des Herren zu besteigen sich erdreistet, so soll er wissen, dass er demjenigen dem das Pferd gehört 2 Schilling für eine Tage-reise zu geben hat.“

Was nun den Wert der Pferde in diesen alamannischen Zeiten recht gut illustriert, ist der Kaufbrief der Beata, der Tochter des Rachibert aus Benken (St. Gallen), datiert 9. November 744, die dem Kloster verkauft: „ihre Besitzungen Zell bei Turbenthal, die Inseln Ufenau und Lützelau, Mönchaltorf, Uznach, Nänikon, Bäretswil usw. samt Häusern, Gebäuden, Hütten, Schuppen, Sklaven, Knechten, Mägden, Hörigen, Vieh usw. zum Kaufpreise von 70 Schillingen in Gold und Silber und 5 Pferden mit Sätteln, Pelzdecken und Filzen für die Reise nach Rom.“

Daher waren die Pferdeknechte die allervornehmsten Knechte. Schon der **Hêland**, der 388 entstand, nennt die Hirten auf den Feldern „*ehuscalcos*“, Rosshirten, was auch für die Weidehut der Pferde spricht. Eine volle Pferdeherde zählte 12 Stück; ein Hirt, der eine solche „*equaritia legitima*“, „stuot“ im Althochdeutschen genannt, unter sich hatte, hiess *marescalcus*, d. h. Stuten (*mare*) hirt, Marschalk. Wenn man einen solchen tötete, musste man die hohe Summe von 40 Schillingen bezahlen. In der keltischen Sprache hiess die Herde der „manni“ *manada*, wie sie heute noch in Spanien, oder *manade* in Südfrankreich heisst (Camargue). Bei den Alamannen wurde das Pferd vor der Pfändung geschützt, indem eine hohe Strafe darauf gesetzt wurde, jemandem Pferde zu pfänden, die in ein privates Besitztum einbrachen; während dies für die billigen Rinder, Schafe und Schweine gestattet war. Es ist also ein besonderes Vorrecht des Pferdes zu konstatieren. Man wallachte auch die Pferde. Wer aber böswillig den Hengst eines andern kastrierte, musste sovielen Schillinge bezahlen, als dem betreffenden Hengste Stuten zum Decken zugeteilt waren (*Lex. Alam. Cap. ad. Ed. Buluz* 35).

Berühmt waren in diesen Zeiten auch noch die thüringer Pferde, von denen Hermanfried, der thüringische Herzog, einige ausdrücklich als Kaufpreis (*pretia destinata*) für die Nichte des grossen Ostgotenkönigs Theoderich von Ravenna, des Oberherren eines Teils der Schweiz und Rhaetiens, bezahlte (*Cassiodorus Var. 4. 1*).

Diese ganz silberweissen (equos argenteo colore vestitos) Rosse wurden wegen ihrer breiten Brust, den mächtigen Schenkeln, dem schlanken Becken, der Dicke ihres Rumpfes, ihrem gebogenen Halse, ihrer Schnelligkeit und ausdauernden Kraft, Sanftmut und Stärke bewundert; der Reiter wurde von ihnen nicht ermüdet, sondern schien auf ihnen auszuruhen (Ekkehard, Kommentar 1. 47).

Diese begeisterte Schilderung zeigt uns, welche Körperformen in jenen Zeiten die höchste Bewunderung erweckten, und nicht umsonst sehen wir hier zweimal die dicken Schenkel und den dicken Rumpf erwähnt. Doch sind nicht alle Fürsten dieser Zeit Pferdefreunde gewesen, denn **Eginhard** erzählt von Chilperich I., der mit dem König Gundeuch gemeinsam 456-470 die Burgundionen regierte, dass er statt Pferde stets einen zweiräderigen Karren benutzte, der von Ochsen, die durch das Joch verbunden waren, gezogen und von einem ländlichen Ochsenknechte begleitet wurde.

Betrachten wir nunmehr die uns erhaltenen Reste von Pferden dieser Zeiten, so haben wir Pferdereste aus einem Alamannengrabe bei Königsfelden zu nennen.

Den Schädel des Alamannenpferdes habe ich auf Tafel 89, Fig. 1 meiner Arbeit „*The horse of Anau in its relation etc. 1908*“ publiziert; da er im Äusseren, soweit er erhalten, nicht im Geringsten vom helvetischen Pferde abweicht, brauche ich das Bild hier nicht wiederzugeben. Es zeigt sich das Alamannenpferd als ein kleines, ca. 1,40 m hohes, schlankgliedriges Pferdchen mit etwas schwererem, längerem und dickerem Kopfe, wie ihn das alte helvetische Pferd besitzt. Es ist sehr möglich, dass in diesem Falle sich der Einfluss der alten germanischen Ponies, die wahrscheinlich durch Bastardisierung mit dem Wildpferde entstanden, geltend macht.

Immerhin zeigt auch **Hilzheimer** in seinen Studien über „Ein Pferd der Völkerwanderungszeit 1912“, dass auch im Brandenburgischen damaliger Zeit schon ungefähr derselbe Pferdetypus existierte mit einem Kopf von ca. 53 cm Länge und schlanken Gliedern, ein Laufpferd, kein Schrittpferd von kleiner Statur.

Klöster und Herren besaßen auch in diesen Zeiten schon **Pferdeställe**. So nennt Bischof Tello von Chur 766 in seinem Testamente den „Pferdestall“ und rund um den Hof herum den Viehstall in seinem „Herrenhause mit einem Soller“ zu Sagens (Bezirk Ilanz, bündner. Vorderrheintal), während er auf seinen andern reichen Besitztümern nirgends mehr einen Pferdestall erwähnt.

Karls des Grossen Verordnung, das *Capitulare de villis vel curtis Imperatoris*, hatte für die Schweiz keine oder nur geringste Bedeutung, es sei denn, dass es die reichen Klöster und Herren in der Errichtung von Gestüten bestärkte, enthält doch **das St. Galler Formelbuch**, Ende des 9. Jahrhunderts, anlässlich des Ehekontraktes folgende Angaben:

„150 Jucharten Wald, 100 Jucharten Ackerland, 100 Jucharten Wiesen, Weide, Wasser, die beste Mühle, 60 Sklaven, 1 Pferd mit Reisewagen und ein weiteres Begleitpferd dazu, eine Viehherde von 20 Stück und einen Zuchtstier, in der Stuterei 30 Stück mit einem Hengst, im Schafstall 120 Stück, eine Ziegenherde von 80 Stück mit scharfen Hunden, etc.“

Dass grosse Herren damals schon mit berittenem Gefolge reisten, ergibt sich auch aus dem gleichzeitigen st. gallischen Befehl zum Empfang des Bischofs von Speier:

„3 Malter gedroschenen und gewürfelten Hafer zur Fütterung der Pferde, und Heu von Wiesen und Äckern, für jedes Pferd seiner Vasallen und Knecht ein Bündel.“

Klein scheinen nicht nur nach den Bildwerken, sondern auch nach den Schriften die Pferde damals noch gewesen zu sein. Sitzt ja Karl der Grosse in seiner echten Statue im Musée Carnavalet in Paris nicht gerade auf einem „hohen Rosse“, so erfahren wir gewissermassen als schweizerisches Gegenstück zu „Ritter Tancred“ eine wahrscheinlich von dem St. Galler Mönche Nottker dem Stammler in der Zeit Karls des Dicken sehr naiv aufgebauchte Geschichte:

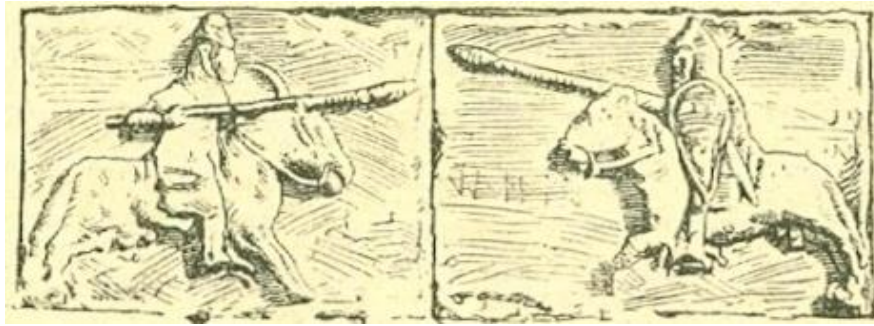
„Es war ein Mann aus dem Thurgau, so gross gewachsen ... So oft er an den Thurfluss kam, wenn dieser durch Giessbäche angeschwollen war und er nun sein „gewaltiges“ Ross, ich will nicht sagen in die Strömung, aber auch gar nicht ins Wasser treiben konnte, so nahm er es beim Zügel, zog es schwimmend nach sich und sagte: „Beim Herrn Gallus, du sollst mir folgen, du magst oder nicht.“

Dass diese Pferde wirklich klein mit grossen Köpfen waren, sehen wir auch aus den Grössenverhältnissen von Ross und Reiter auf den Friesen an der Kirche Andlau (Elsass). Hier ist der Fuss der Reiter auf der Höhe der Vorderknie der Pferde und jeder Reiter weit länger als das Pferd hoch oder lang ist. Dieser Fries kann deshalb sehr gut hier beigezogen werden, weil die Verbindung von Elsass und Schweiz in jenen Zeiten eine sehr enge und z. B. der österreichische Pfleger der Schweiz auch der von Elsass war. Zudem gehörte die zwischen Andlau und Schlettstatt liegende Hohkönigsburg dem solothurnischen Grafen Thierstein, und auch Graf Falkenstein war dort begütert, ebenso das Kloster Einsiedeln in Sierenz usw.



Reiterbild Kaisers Karls des Grossen, jetzt im Musée Carnavalet in Paris. (Nach Jäger, Weltgeschichte.) Dieses nach den neuen Forschungen echte Bildnis weist ein kleines Pferd von ca. 1,40 m Widerristhöhe auf, da die Füße des von Wuchs etwas über mittelgrossen Kaisers bis auf die Höhe der Vorderknie herabreichen. (Entstanden um 814)

Aus der folgenden Schaudergeschichte jener Zeit möchte man die Bestätigung entnehmen, dass die Pferde **billiger** und kaltblütiger geworden waren; denn als Kaiser Konrad II. 1033 von Strassburg her nach Burgund zieht, das an ihn gefallen war, macht er vor Murten ein Lager. Da wird es so kalt, dass die Pferde, wenn sie in den Boden getreten hatten, „über Nacht so im Eise erstarrten, dass sie nicht anders als mit Beilen und Pfählen aus dem ringsum gefrorenen Erdboden heraus gerissen wer den konnten. Einer aber, der keine Hülfe hatte, tötete sein so dastehendes Pferd, zog ihm die Haut von den Schenkeln an aufwärts ab und liess den übrigen Teile im gefrorenen Boden stecken.“ **Wipo** (Leben Kaiser Konrads II. übers. Pflüger, pg. 30).



Ritter vom Friesse der Stiftskirche zu Andlau aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Füsse der Reiter ebenfalls ungefähr auf der Höhe der Vorderknie der Pferde

Jedenfalls kommt die Pferdezucht auch in Kreisen von Landedelleuten nun mehr und mehr auf; so hören wir aus der Gründungsurkunde des Klosters Muri, dass **Guntchram**, der Reiche, Knechte und Mägde mit **Pferden**, Vieh und andern Gerätschaften in Muri wohnen liess.

Um 926 fielen die Ungarn in die Schweiz ein und 940 folgten ihnen die Sarazenen von Süden aus nach. Beide Völkerschaften kamen zum Rauben und daher nicht zur Verbesserung schweizerischer Pferdezucht.

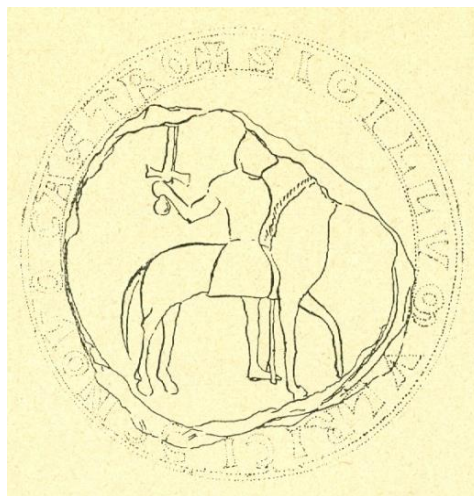
Wir müssen nun zur Erforschung der nächsten drei Jahrhunderte neben den spärlichen literarischen Angaben uns mit einer neuen Methodik befassen. Den häufigsten Darstellungen von Pferden aus den Zeiten von 1000-1300 begegnen wir auf den Siegeln der Herren und Fürsten. Ich habe aus gleich zu erklärenden Ursachen diese Studien weit auf verschiedene Länder ausgedehnt, kann aber an dieser Stelle nur das Beachtenswerteste für unser Thema zusammenfassen. Überschaute man die Siegel unserer schweizerischen Dynastien, wie diejenigen Frankreichs und der angrenzenden Länder, so beobachtet man, dass in der Zeit bis ungefähr 1230 bei gestrecktem Reitsitz, sogenanntem Spaltsitz, ohne Kniebiegung, die Füsse der Reiter gewöhnlich auf der Höhe des Vorderknies des Pferdes oder darunter hängen. Bei vorgestreckten Beinen oder leichter Kniebiegung etwas oberhalb des Vorderknies. Daraus darf man wohl schliessen, dass den Künstlern damals nur kleine Pferde bekannt waren und diese Proportionslehre massgebend war. Solche Pferde mussten aber, damit dies bei normaler Reiterbeinlänge von 85 cm der Fall ist, unter 1,45 m hoch gewesen sein, wie ich mich durch viele Versuche mit Pferden verschiedener Höhe und verschieden grossen Reitern ganz genau überzeugte.

Solche Siegel führen bei uns z. B. Herzog Berchtold IV. von Zähringen 1178, Füsse viel tiefer als Vorderknie, Herzog Berchtold der V. von Zähringen 1187, Füsse fast den Boden berührend, Graf Ulrich II. von Neuenburg 1182, Graf Ulrich von Neuenburg III. 1193, Graf Udelhard von Sogron (Soyhières) 1180. Graf Ulrich von Fenis (Vinelz) 1208, Graf Hugo II. von Montfort-Bregenz, 1214 usw.

Von 1230 an sind fast alle grossen Dynasten auf bedeutend höheren (1,60-1,65 m), bald leichteren, bald schwereren Rossen vom Karosstyp dargestellt. Nun reicht bei Spaltsitz mit vorgestreckten Beinen der Fuss bis auf die Bugspitze oder den Ellenbogen. Bei senkrechtem Spaltsitz gerade bis unters Brustbein.

So sitzen z. B. Graf Rudolf von Habsburg, der spätere König 1245-58, Graf Rudolf von Habsburg, Landgraf des Elsass 1259 bis 1273, Graf Ulrich von Pfirt 1256, Graf Diebold von Pfirt 1283, Herzog Albrecht von Österreich 1296; hier ist der Fuss sogar noch höher als der Ellenbogen; Freiherr Otto von Ochsenstein, Pfleger des Herzogs 1294, Graf Hugo II. von Werdenberg-Heiligenberg 1298, Herzog Friedrich von Österreich 1306, Herzog Leopold I. von Österreich 1318, Graf Peter von Aarberg 1367 usw.

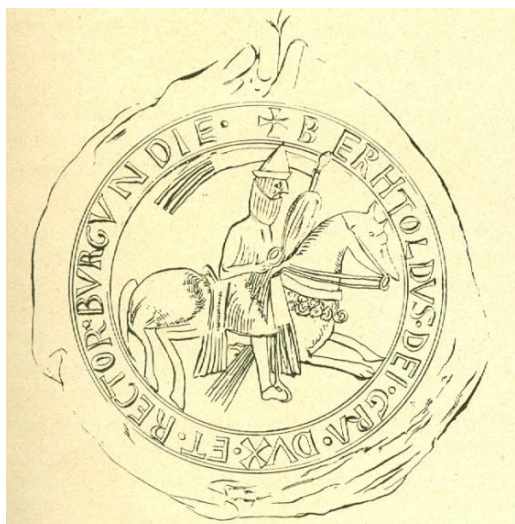
Geht man nun in den verschiedenen Landesarchiven der Frage nach, wo die ersten schweren, grossen Pferdetypen auf Siegeln dargestellt werden, so findet man, dass dies bei den Siegeln der Grafen von Flandern und Hennegau geschieht. Die Situation ist hier die folgende: In der Grafschaft Flandern regierten seit dem 9. Jahrhundert die Grafen von Flandern, die von Kaiser Heinrich dem II. die Insel Walcheren und die seeländischen Inseln, Gent, später sodann das Alosterland und Tournai dazu erhielten und deutsche Reichsfürsten wurden. 1119 starb das Haus aus, und es gelangte der Landgraf Dietrich von Elsass, ein Neffe Roberts des II. von Flandern auf den Thron, der dann einen Sohn, Philipp und eine Tochter Margarete hinterliess. Philipp, der Kreuzfahrer, fiel vor St. Jean d'Acre, und seine Schwester und Erbin Margarete von Elsass und Flandern heiratete den Grafen Balduin von Hennegau. Ihr Sohn Balduin IX. wurde lateinischer Kaiser von Konstantinopel und hinterliess als Regentin seine Tochter Margarete, deren Sohn zweiter Ehe, Guy von Dampierre, Flandern erbte und deren Enkel erster Ehe Johann von Avesne Hennegau erhielt.



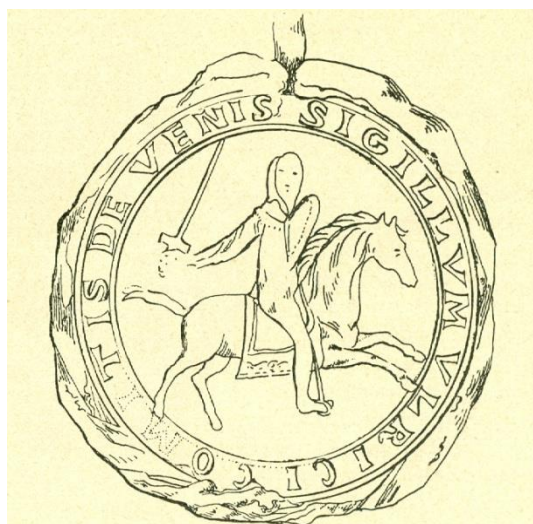
Siegel des Grafen Ulrich II. von Neuenburg 1182. Der Fuss des Reiters reicht bis Mitte Röhrbein des Pferdes. (Nach Zeerleder Urkunden 3. Band. Bern 1854 Taf. 2,4)

Sehen wir nun das Siegel Philipps, der 1191 auf dem Kreuzzug starb, an, so sitzt er noch in senkrechtem Spaltsitz auf einem kleinen Pferde. Seine Füsse reichen weit gegen den Boden. Erst Margarete von Hennegau und Flandern, Tochter Kaiser Balduins von Konstantinopel, der selbst natürlich ein kleines orientalisches Pferd reitet, sitzt ihrerseits schon auf einem schweren, aber kleinen Zelter. Ihr Sohn Guy von Flandern und ihr Enkel Johann von Hennegau reiten aber als erste schon schwere Pferde ganz wie die heutigen schweren Freiberger und Ardenner und tragen dabei als Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung den Jagdfalken auf der Hand.

Zeigen also die Siegel der schweizerischen Dynasten nie ein ähnliches schweres, zugpferdeartiges Ross, sondern höchstens den Typ von Karossiers, so sehen wir hier sicher zum ersten Male eine schwere schrittpferdeartige Form vor uns.



Siegel Herzogs Berchtold V. von Zähringen, des Gründers von Bern 1181. (Nach Zeerleder, Tafel. 3,7.) Der Fuss des Reiters hängt tief unter das Brustbein des Pferdes herab



Siegel des Grafen Ulrich von Vinz (Veniz) 1208. Fuss ebenfalls tief unter der Brust des Pferdes, sicher bis zum Vorderknie reichend. (Nach Zeerleder Tafel 4,9)



Siegel Herzogs Leopolds I. von Österreich, 1318, des Besiegten von Morgarten. Grosses Ross in schön gestickter, flatternder Tuchvertüre; die Füße des Herzogs auf der Höhe des Ellenbogengelenkes des Pferdes, daher dieses Ross mindestens 1.60 m hoch. Kein eigentliches schweres Ritterpferd, sondern vom Karosiertyp.



Siegel Herzog Friedrichs des Schönen von Österreich, des ältern Bruders Herzog Leopolds, 1306, spätern römischen Königs. Ross ebenfalls mindestens 1,60 m hoch, vom Karosiertyp. Die Beine des Reiters reichen bis zum Buggelenk.

(Aus Siegelabbildungen zum Züricher Urkundenbuch, Lief. 9, Tafel 1,2 bzw. Lief. 8, Tafel 1,3)

Konnte dieses schwere Pferd aus Flandern stammen? Schon 1058 haben wir einen ersten Bericht über die Pferdezucht in der Grafschaft Flandern durch den Mönch van Bergues-Saint Winnoc, genannt Drogon, wonach es eine Insel mit Namen Walcheren

gebe, reich an Hilfsquellen aller Art, die eine dichte Bevölkerung ernähre „und eine Art von Pferden von besonderer Stärke“.

1105 schreibt der normännische Geschichtschreiber Raoul von Rouen über Flandern, dass „diese Gegend reich sei an Streithengsten und fruchtbar durch ihre Ernten“.

Auf den höchst entwickelten Ackerbau weist auch der Teppich Mathildes von Flandern, der Gemahlin Wilhelms des Eroberers hin, der erstmals Pferde darstellt, die an die Egge gespannt sind (1066).



Siegel des Grafen Philipp von Flandern, gest. 1191, Kleines Pferd
Von höchstens 1,40 m Höhe mit schwerem Kopfe.

Flandern kam durch Heirat der letzten Gräfin an Philipp von Burgund und die flandrischen Pferde durch die Burgunderkriege so massenhaft in die Schweiz, besonders durch die Verluste der 10,000 durch die Eidgenossen vor Grandson erbeuteten Burgunderrosse Karls des Kühnen (Müller, Geschichte der Eidg., Tillier, Bern). Wegen des Kriegsbedarfes hatte Karl der Kühne über Flandern schon 1467-1477 ein Ausfuhrverbot von Pferden ergehen lassen, weil, wie wir später sehen werden, dieselben schon früher von den Italienern gekauft wurden. Dennoch wurden nochmals solche von den Eidgenossen vor Murten und vor Nancy erbeutet; wenigstens erzählt in einem Briefe an seinen Fürsten der Mailänder Gesandte **Panigarola** über die Schlacht von Murten folgendes:

*Man habe ihm ausser seinen Kleidern und Sachen geraubt: 10) zwei starke Wagenpferde, und das andere (dritte) habe ich mittelst zwei Dukaten wieder bekommen, 11) ein gutes spanisches Maultier, 12) einen vierräderigen Wagen mit eisernen Beschlägen, 13) ein vollständiges Pferdegeschirr, 15) ein gefüttertes Zelt für 10 Pferde. Aus seinem Brief scheint aber auch noch hervorzugehen, dass die in Mailand damals gehandelten ungarischen oder orientalischen Pferde schneller waren als die schweren Burgunder, denn Panigarola schreibt: „In diesem Augenblick habe ich den Herrn Bastard (Anton, Bastard von Burgund) zu Pferde getroffen, der von **Gex** geritten kam. Er lässt sich vor allem Ew. Exzellenz empfehlen, denn das Ross, das Ihr ihm geschenkt, hat ihm das Leben gerettet; ohne dasselbe wäre er nie der Gefahr entronnen, in die er nach meiner eigenen Wahrnehmung mitten unter die Schweizer geraten war. Und gewiss ist es ein Wunder; er aber schreibt es der wackeren Haltung des Pferdes zu.“*

Nach Stumpfs Chronik, XIII. Buch, wurde dem gleichen Bastard aber vor Nancy von den Schweizern ein übler Streich gespielt, denn während er zu Niclausport in einem

besondern Lager mit seinem Heere lag, überfielen ihn 700 Eidgenossen und erstachen ihm 600 Mann, bevor man sich zur Wehre setzte. Der Bastard flüchtete ins Niclausmünster und die Eidgenossen brachten „bey 800 ross mit jnen darvon. Das war eine schöne peut“.

Allerdings verkauften die Eidgenossen alle diese Pferde meist sogleich je-weils nach den Schlachten. So hören wir z. B., dass die 22 schön aufgeputzten burgundischen Streitmähre, die beim Sturme auf die Burg Vaumarcus nach Grandson dort genommen wurden „nebst dem Gepäcke und dem Proviant zu Landern versteigert wurden“. (Rodt, Kriege Karls des Kühnen, II. Bd. 1844.)



Graf Guido von Flandern-Dampierre, gest. 1305, auf schwerem, starkknochigem Pferde mit tief angesetztem Schweif, stark bemuskelter Kruppe und Schenkeln. Der Fuss des Reiters etwa auf Ellenbogenhöhe des Pferdes, daher dieses gegen 1,60 m hoch



Graf Johann von Hennegau und Flandern-Avesne um 1279. Eine der vorzüglichsten Darstellungen frühmittelalterlicher Siegelschneidekunst. Ein schweres flandrisches Pferd von gegen 1,60 m Höhe. Der Fuss des Reiters auf Ellenbogenhöhe des Pferdes

So liesse sich über diese burgundischen Kriegsbeuten noch vieles sagen. Kehren wir aber zu der Entwicklung der Pferdezucht in der Schweiz zurück.

Aus dem 13. Jahrhundert haben wir nun in der Schweiz schon einige spärliche Nachrichten über die noch wenig verbreitete Pferdezucht.

Nicht absichtlich kämpften die Eidgenossen zu Fuss mit schlechten Waffen, denn sie hatten eben keine Pferde, um darauf zu reiten und kein Geld, um sich in Eisen zu kleiden. Pferdezucht und Rittertum gingen Hand in Hand; beides braucht Geld in schwerer Menge, denn mit armseligen Kleppern war dem Ritter bei der immer

schwerer werdenden Ausrüstung nicht gedient. Daher der Schimpfname der Eidgenossen „Kühe“ (Plappartkrieg) und „Kuh-bauern“.

In Bern hören wir erstmals 1244 von Pferden beim Schiedspruche im Streite der Probstei von Interlaken mit Konrad von Därligen, wonach dieser auf keinen Fall mehr als 80 Stück Rinder und Pferde (*bovum et equorum*) und 300 Stück Kleinvieh auf die Alp Sefinen bringen dürfe.

Am 3. März 1271 beurkunden Graf Rudolf von Thierstein und seine Brüder die Rechte der Abtei Frienisberg und bestimmen für die Gotteshausleute den „Jungizehnten“ auch an „fülinen“, Füllen, woraus bewiesen ist, dass dennoch eine bäuerliche Pferdezucht existierte.

1285 wird im Schiedspruche zwischen der Probstei Interlaken und dem Junker Berchtold von Wädiswil für die Alp Isleten bestimmt, dass „Pferde“ zur Alpbestossung gänzlich ausgeschlossen seien.

Diese bäuerliche Pferdezucht war aber im Bernbiet sicher nicht bedeutend, da sowohl das Habsburger Urbar, wie andere, 1303 bis 1311 z. B. als Zehn-ten aus Interlaken erwähnen: Ziger, Schweine, Widder, Gerste, Haber, Boh-nen und Hühner. Die gesamten Besitzungen im Flachlande liefern auch keinen Ziger, Käse und Pferde, sondern nur Getreide, Schweine und Hühner. Erst die Besitzungen in Glarus, diesem Berglande, liefern wieder Ziger und Käse, aber natürlich keine Pferde für das Haus Habsburg.

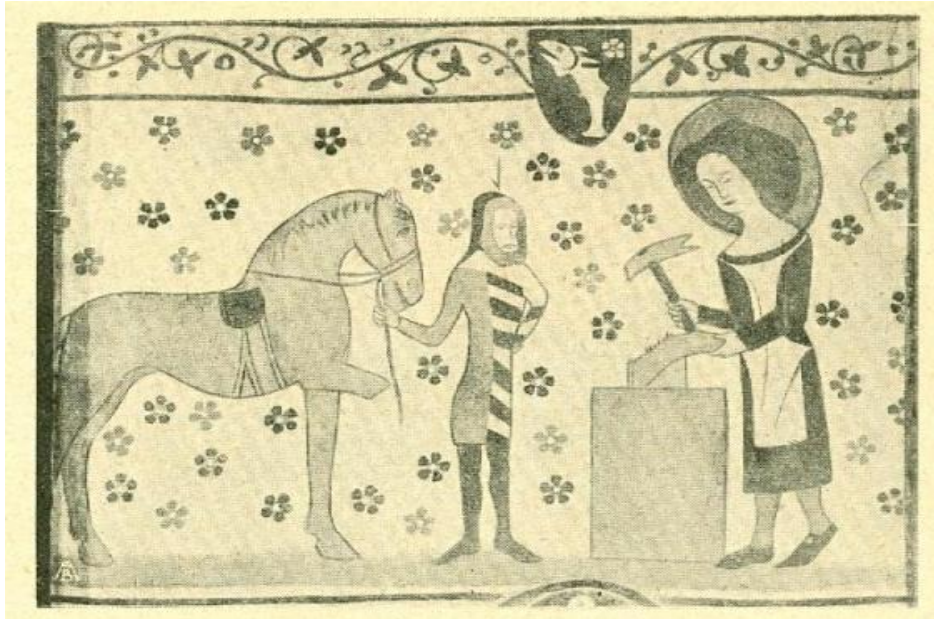
Auch beim Loskaufe des Landes Glarus vom Kloster Säckingen am 17. Juli 1395 wurde nur der Kuh-, Schaf- und Käsezehnten erwähnt und keines Pferdes gedacht. Hingegen haben wir einen sichern Beweis für das Vorkommen bäuerlicher Pferdezucht im 12. Jahrhundert auf Kloster-Fronhöfen in der Güterbeschreibung des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen von 1150. Hier heisst es vom Fronhof in Hallau, der 21 Huben und 34 Schupposen und 55 Huben Wald gross war, dass jeder **Huber** als Zehnten geben müsse: Bier, Schweine, Schafe, Spelz und Leinen, Hühner und Eier, sowie „3 Mal im Jahre verpflichtet sei, **sein Pferd** auf 14 Tage zu stellen“, und ausserdem zwei Wochen lang Arbeit mit zwei Stieren zu machen und ein einjähriges Rind fürs Kloster zu füttern.

Auch die Pferdepfändung im Nonnenkloster zu Steinen (Schwyz) durch Am-mann Rudolf von Stauffach im September 1275 beweist die Pferdehaltung in Klöstern.

Ferner deutet die Handfeste von Fribourg vom 28. Juni 1249 in den Markt-zöllen auf häufigen Pferdehandel hin. Denn für ein Pferd wurden 4 Pfennige (= 38 Cts. Metallwert) Abgaben, für einen Esel hingegen 16 Pf. (1.52 Fr. Metallwert) erhoben; ein Maultier kostete 8 Pf. (76 Cts.), ein Ochs 1 Pf., eine Kuh 1 Pf., ein Schwein 1 Pf., Ziege, Widder und Schaf je ½ Pf. Die häufigsten und billigsten Tiere am wenigsten, die seltensten am meisten.

Auch **Ringholz** gibt uns eine Meldung, wonach die Schwyzer widerrechtlich zwischen 1308 und 1311 eine Herde von 400 Rossen mit Klosterheu gefüttert hätten, wodurch allerdings kein Beweis erbracht ist, dass diese Rosse in Schwyz gezüchtete und nicht Beutepferde aus den Kämpfen seit 1308 waren.

Aus diesen Zeiten haben wir nun ein Pferdebild, das wahrscheinlich bäurischen Mustern entspricht. Die aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kirchenfresken des bernischen Dorfes Kirchlindach, damals „Luidenacho“ ge-heissen, stellen uns die Legende des Schutzpatrons des Dorfes, der Schmiede und der Rossärzte, des heiligen Eligius vor, wie er in wundersamer Weise ein mittelgrosses, aber hochbeiniges Pferd beschlägt, nachdem er, wie es laut Legende der Heiland ihm vorgemacht, das Bein der Einfachheit wegen abgeschnitten hatte.



Freske mit der Legende des heiligen Eligius in der Kirche von Kirchlindach (Bern), aus dem 13. Jahrhundert. Hochbeiniges aber ziemlich kleines Pferd.

Es kann nunmehr folgendes festgestellt werden: Wir kennen also schon in den Niederlanden ein schweres Pferd, und jetzt tritt auch ein Käufer für diese Pferde auf, nämlich **Italien**. Das damals in vollem Glanze stehende, reiche Italien vermochte keine schweren Mastpferde selbst zu erzeugen, wie es das ja bis heute vergeblich versuchte. Es musste sie importieren. Italienische Händler durchzogen ganz Europa; in der Schweiz liessen sich bekanntlich auch viele derselben heimisch nieder, wie in Bern die Austreibung der Lom-barden und Juden vom 10. Mai 1427 beweist.

Die Schweiz war damals das Transitland für den ganzen Verkehr von Nord-italien mit Frankreichs Norden und den Niederlanden. Mittel- und Süditalien wählten die schon zur Römerzeit beliebtere Strasse über den Mont Cenis. Lombardei und Norditalien, namentlich Mailand, passierten aber durch die Schweiz. Der engste Handelsverkehr mit Burgund bestand in Bern schon lange wegen des Salzbezuges Berns aus Salins, und auch Italien benützte die-se durch Verträge gesicherte Strasse, weshalb denn 1314 die Mailänder die Errichtung einer geraden Strasse Gotthard-Luzern-Bern-Traverstal-Frank-reich beschlossen, an der „**pro Pferd** je zehn Schillinge Zoll“ erhoben werden sollte.

Der Verkehr war also deutlich ein Transitverkehr und mehr zu den Märkten der Champagne gerichtet, wo seit alter Zeit der Austausch der Waren des Nordens und Südens erfolgte. Die Pferde Flanderns kommen so durch die Schweiz nach Italien herunter.

Die Ausdehnung dieses Handels ging so weit, dass wir aus der freien Stadt Brügge schon 1154 hören, ähnlich wie dies später in der Schweiz geschah, dass infolge der ungeheuren Ausfuhr von Pferden zunächst Mangel an Deck-hengsten entstand und sodann Ausfuhrbeschränkungen erlassen wurden, und damals schon Einführung der Stuten- und Fohlenprämierung, zu der wir in der Schweiz erst im 18. Jahrhundert uns aufschwangen, stattfand (*de Crombrugghe, Kweeking van trekpaarden in West-Vlaanderen, 1888*).

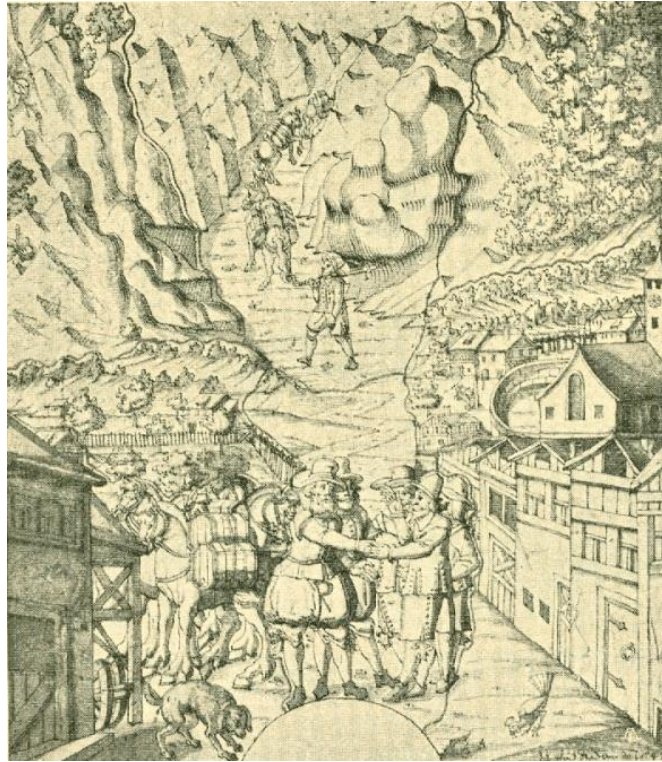
Wir wollen ja gerne zugeben, dass zahlreiche der schweizerischen Edlen sich solche französische und flandrische Pferde erwarben, aber nur die Vermögen-den unter ihnen; denn der Preis dieser Tiere war der Qualität und des Risiko wegen im

Gegensätze zu dem der einheimischen ein sehr hoher. Während man einheimische schon für 6 und 8 Mark Silber kaufen konnte, wurden für derartige grosse und schwere Hengste schon bis zu 50 Mark Silber gezahlt. Aber nicht nur durch Kauf gingen die Pferde und Waren dieser lombardischen Kaufleute, „Lamparten“, von einer Hand zur andern. Es waren auch manche Edelherrn im Schweizerlande, die durch einen Schwerthieb oder einen Lanzenstoss in Besitz dieser Pferde gelangten. Gegen sie richtet sich das Bündnis der Städte Biel, Bern, Freiburg und Solothurn vom 27. Februar 1318 zum Schutze der Strassen und des Handels, das Bündnis gegen „die Landesverderber und Raubritter“. Diesen Herren kam es gut, dass in jenen Zeiten die österreichischen Herzöge gegen die Waldstätte Krieg führten und sie leicht Gelegenheit hatten, durch einen Überfall die feindlichen Städte und Länder mit Beraubung ihrer Schutzbefohlenen zu kränken, da die Herzoglichen in-folge des Mangels dieser schweren Pferde in Österreich gerne Käufer für solche waren.

Sehr zahlreich sind die Akten aus jener Zeit über den Verkauf solcher Streitrosse an die österreichischen Fürsten, sodass **von Liebenau**, der früher (1874) schon zahlreiche derselben publizierte, meinte, dass die „schweizerischen(?)“ Rosse dieser Zeit sehr grosse Vorzüge haben müssten, wenn die Herzöge Österreichs, die nachweislich in Wien die trefflichsten Streitrosse für 20 Mark Silber kaufen konnten, nunmehr in der Schweiz bis zu 50 Mark da-für bezahlten. Natürlich spielt bei diesen Preisen wohl auch die augenblick-liche Not mit, ihre treuen Lehnsleute zum Kampf beritten zu machen, namentlich vor der Schlacht von Sempach. Aber es war doch hauptsächlich die Kaufsgelegenheit hier an der Transitachse für den Pferdeverkehr über den Gotthard besonders günstig.

Es mögen hier einige solcher Käufe aufgezählt werden:

1267, am 24. August kaufte Graf Rudolf von Habsburg, der spätere König, eine Stute von Herrn Walter von Hallwyl um 20 Mark Silber. Später verkaufte Hans von Hallwyl einen Meiden (Wallach) an Herzog Otto von Österreich um 20 Mark Silber. Der gleiche Fürst kaufte dann eine Stute und einen Hengst vom Edel-herrn von Friedingen für 60 Mark Silber. Von dem edlen Herrn Johannes von Bonstetten kaufte am 26. August 1278 in Altorf, Albrecht, Graf von Habsburg und Kyburg, Landgraf von Elsass, Serenissimus, ein Pferd für 16 Mark Silber, und da er dieses Geld nicht bar besass, verpfändete er ihm dafür sein Besitztum und Dorf in Nerach (Aargau) auf 16 Jahre. 1315, 9. Mai, verkaufte Hans Gessler zu Meienberg im Lindenbergdale der Reuss an Herzog Leopold I. ein Streitross um dreissig Mark Silber. Am 12. Mai dann noch eine Stute und einen Hengst um 36 Mark Silber. Im folgenden Jahre, 23. März, verkaufte Heinrich Gessler zwei Pferde um 20 Mark, 1318 zwei Wallache um 8 Mark, 1319, 14. Mai, zwei Stuten um 40 Mark, 1323, 30. Januar, verkaufen Heinrich und Ulrich Gessler einen Hengst um 26 Mark. Alle an Herzog Leopold I., also um insgesamt 162 Mark Silber für zehn Pferde, wofür damals die grösste Herrschaft zu kaufen gewesen wäre, denn eine Mark Silber entsprach 49 Franken Silberwert oder einem damaligen Geldwerte von ungefähr 4-5.000 Franken, weshalb diese Summe also etwa 81.000 Franken heutigen Wertes entspricht. Dafür wäre aber schon die schönste Herrschaft des Schweizerlandes käuflich gewesen, wenn man bedenkt, dass im 15. Jahrhundert Thomas Falkenstein seine Landgrafschaft Sisgau samt Schloss und Herrschaft Farnsburg an die Stadt Basel für 4-500.000 Franken heutigen Wertes (10.000 Gulden) verkaufte.



Der schweizerisch-italienische Handelsverkehr nach einem Scheibenrisse Stadlers von 1643. Die Säumer nehmen Abschied vor dem Überschreiten der Alpen. Hochheilige Rosse mit starkem Köthenbehang.

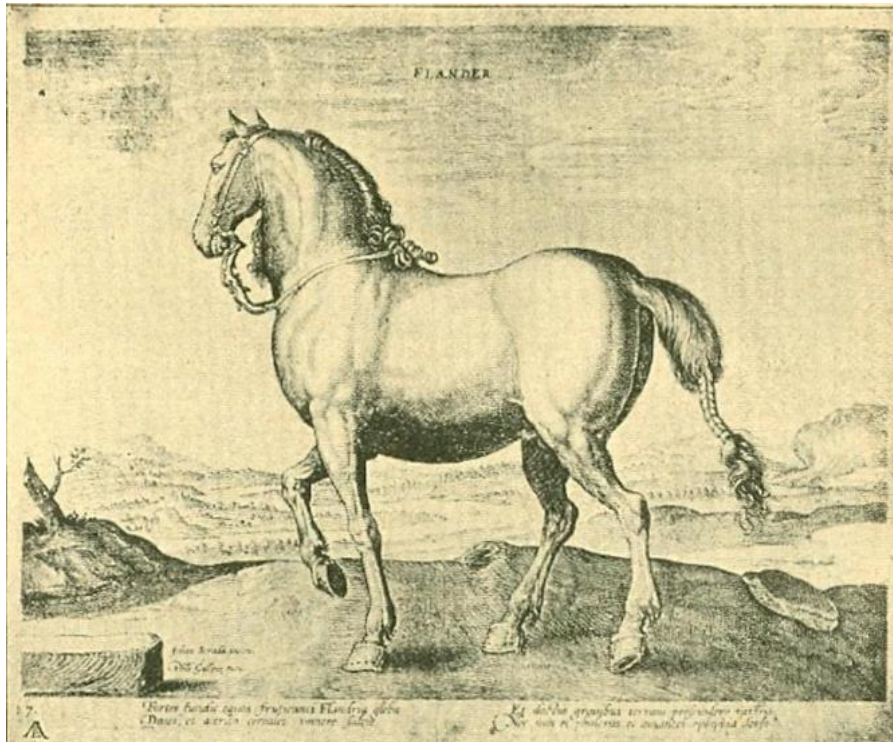
Daraus ist der enorme Wert dieser Pferde gut ersichtlich. 1330, 11. September, verkaufte Berchtold von Rynach dem Herzog Otto von Österreich, der gerade von Wien angekommen war, ein Ross um 40 Mark Silber. Derselbe Herzog kaufte dann in Wien am 20. Oktober 1358 ein Ross um 20 Mark Silber.

1316, 9. September verpfändete Graf Eberhard von Kyburg seine Besitzung in Melchnau für einen Hengst um 9 Mark Silber an den Freiherrn Ulrich von Grünenberg. Am Osterabend 1359 kauft Herzog Rudolf IV. von Österreich von Heinrich Schultheissen zu Lenzburg ein Ross für 100 Goldgulden, heute zirka 5.000 Franken, das dieser Herzog für Hugo von Griezheim, Ritter und Vogt zu Rhynau, als Dienstlohn bestimmte. Auch Leopold III. von Österreich, der später in Sempach fiel, kaufte sich von dem Rosshändler Biber in Zürich ein Ross um 45 Mark Silber.

Wie damals grosse Herren auf ihren Fahrten mit den Rossen ständigen Wechsel hatten und sie in ferne Länder brachten, ist mit am schönsten an der Reise nachzuweisen, die Graf Wilhelm IV. von Hennegau, Holland und See-land, dessen Ahnen wir eben behandelt hatten, vom 8. August 1343 bis 8. April 1344, nach dem heiligen Grabe ausführte. Alle Pferde, die nicht mit-konnten, wurden jeweils unterwegs im Tausche mit Nachzahlung **stehen** ge-lassen. Der Hinweg ging durch Belgien nach Metz, Lunéville, Pruntrut, Basel, Luzern und über den Gotthard nach Italien. In Metz schon wurde ein grauer Hengst gekauft und ein schwarzer Passgänger, in Lunéville ein Brauner und drei Falbe, davon zwei Zelter (Passgänger). In Basel elf Pferde, davon fünf Schwarze, drei Falbe, ein Fuchs, ein Schimmel und ein Brauner. In Luzern ein Apfelschimmel, in Flüelen sogar noch ein Zelter und nach den Strapazen des Gotthard in Como zehn Pferde, drei Füchse, zwei Rappen, ein Rot-schimmel, ein Weiss-schimmel, ein Falber, ein Brauner und ein Ungar. In Mailand liess der Graf zehn Stück kaufen, drei Füchse, drei Schimmel, ein Rapp, ein Falber, ein Brauner und ein Scheck. In Venedig wurden sechzehn Stück gekauft, in Padua vierzehn, in Vincenza

neun, davon eines ein italienischer „Corsiere“, was extra bemerkt wurde. Im Ganzen wurden auf der Hin- und Rückreise, die durch Deutschland ging, 133 Pferde an- und verkauft, davon blieben und kamen aus der Schweiz dreizehn Stück (nach van Leeuwen).

Hiernach kann man sich denken, welches Sammelsurium von Pferdearten bei den Rosshändlern grösserer Städte zusammen kam, die an den begangenen Reiserouten für Kaufleute und Kriegsreisende oder Pilger lagen. Rechnet man dann noch die Messen, wie z. B. unsere Zürcher Messe, die in ganz Europa ihren Ruf hatte und von weit her befahren wurde, dann wird man verstehen, dass eine **reine** Rasse von Pferden damals in der Schweiz nicht gezüchtet werden konnte.



Flandrischer Hengst. Tafel 26 des „Equile“ von Johann Strada (van der Straat), Malers zu Brügge. Nach dem Leben gezeichnet und graviert von Phil. Galleus, erschienen 1578. Auch damals noch war das schwere Flandrische Pferd kein eigentliches Schrittpferd in unserem Sinn.

Das Stadtbuch Luzerns (1310-15) erlässt damals sogar eine Verkehrsverordnung, dass „welcher Schmied einem Rosse zur Ader lässt, der soll das Blut in einem Kübel oder Eimer auffangen, dass es nicht auf die Strasse kommt, oder er gibt 1 Schilling so oft er es tut“. Luzern erscheint wegen seiner Lage an der Gotthardstrasse als Haupthandelsplatz von Pferden.

Aus diesen Gründen hat auch das aus dem 15. Jahrhundert datierende Stadtrecht von Luzern in Tit. 41, §§ 1-5 den Verkauf von Pferden und auch andern Haustieren geregelt, und als Hauptmängel stettig, buchstössig oder dempfig, krättig oder reppig, hauptmordig, mänig oder ganz faul aufgestellt, mit acht Wochen und drei Tagen Gewährsfrist.

Der § 5 deutet ebenfalls darauf hin, dass der Handel besonders gegen Basel und Italien zu ging, wie auch gegen Zürich, denn es heisst: „dass die Pferd und Ross, welche über den Albis, Hawenstein und Gotthard gegen Frömbden oder Heimbschen verkauft werden, also dass solche aus dem Land eigentlich verkaufft seyn sollen, nicht

mehr hinter sich fallen. Wann ein Ross einem Heimbschen verkaufft wird zu seinem eigenen Brauch, welcher dasselbe volgens über diese Gebürg weglicheh oder selbstn braucht“ und sich nun Hauptmängel zeigen, so möge es wieder innert der Frist an den Verkäufer zurückfallen.

Interessant an sich, aber nach diesen historischen Daten gut die geringe züchterische Bedeutung dieser Pferdeimporte für die Landeszucht charakterisierend, ist die Beobachtung von **Zimmermann** (Inaug. Diss., Zürich, 1920), der die in der Kulturschicht des 14. Jahrhunderts im Schlosse zu Hallwyl gefundenen Pferdeknochen untersuchte und sie als „ein kleines Pferd, dessen Grösse natürlich mit individueller Schwankung zwischen einem Araber und einem Pony steht“, bezeichnet. Er fährt dann weiter:

„Ein Ritterpferd, wie man es aus dieser Zeit erwartet hätte, fand sich nicht vor. Ein Teil der Knochen hätte höchstensfalls noch einem kleinen Araber entsprochen.“ Deshalb nennt er das Hallwyler Pferd, den Nachkommen des helvetisch-keltischen Pferdes, das „angepasst an Klima, Land und Leute Jahrtausende ein Konstanz zeigte, wie wir sie bei unseren Haustieren selten finden“.

Wenn also in der Schweiz wahrscheinlich diese so hoch bezahlten Streit-hengste der österreichischen Herzöge **nicht gezüchtet** wurden, da die Pferdezucht überhaupt in diesen Jahrhunderten noch nicht qualitativ hervor-ragend war, so sagt doch auch **Vulliémín** (Histor. geogr. stat. Gemälde der Schweiz 1849, Bd. 19, II, S. 22) vom Waadtlande: „es gab fast nichts als Wei-den, die zahlreiche Pferde und eine geringe Zahl Hornvieh ernährten“

Wenn man aber z. B. in dem gesegneten Lande der Normandie die ersten Pferdezuchtgüter damaliger Zeit berücksichtigt, so erfahren wir von **Delisle**, dass das berühmte Kloster von St-Evroul, 1274, 104 Rinder, 120 Schafe, 8 Pferde mit 22 Fohlen dreier Jahrgänge besass und das Gut der Ritter des Templerordens in Caen, 1307, 118 Rinder, 1179 Schafe, 130 Schweine und 57 alte und junge Pferde hatte.

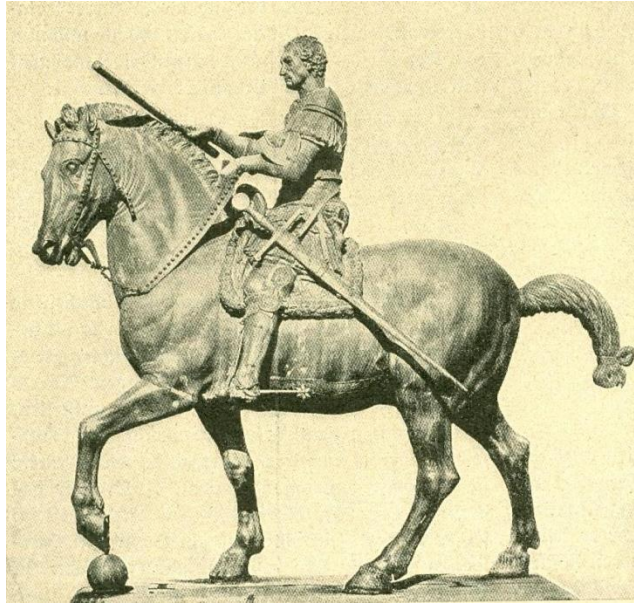
Immerhin ist es wichtig festzustellen, dass an einzelnen Orten bei uns in der Schweiz, wie dies aus früheren Stellen hervorging, nunmehr ziemlich grosse **bäuerliche** Pferdezucht existierte. Wir erkennen dies namentlich auch aus den Bestimmungen über die „Jungizehnten“. Weil damals bei uns die Haltung des Zuchtstieres und des Ebers im 12. und 13. Jahrhundert dem Lütpriester oder höheren Kilchherren übertragen wurde, wofür derselbe dann den „Jungizehnten“ einziehen durfte, d. h. je das zehnte Kalb oder „schwindle“ seines Bezirks, so wurde nunmehr auch versucht, in reichen landwirtschaftlichen Gegenden ihm das „Fronfohlen“ (Zuchthengst) aufzuhalsen. Doch gelang dies nur in Probsteien und Klöstern, indem die Leutpriester, die durch das Halten des „Pfarren“ (Zuchtstiers) nun „Pfarrer“ geworden und nicht mehr „Pfaff oder Leutpriester“ heissen, nicht imstande waren, den Preis auszulegen, den ein Hengst kostete, noch die Auslagen zu bestreiten, die mit der Haltung eines solchen zu ritterlichen Übungen veranlasst worden wären. Daher finde ich in allen Urbaren und Dokumenten des 13. und 14. Jahrhunderts keinen Lütpriester, der trotz der Hoffnung auf Fohlen als Bezahlung dieses Amt übernommen hätte. Nur die Kapitel machten dies, wobei sie aber zum ersten Male den Jungizehnten aus der Naturalgabe an jungen Tieren in Geldsteuern ver-wandeln, die ja dann nachher die Haupteinnahmen der Pfarrer und Prädikanten darstellten. Das bezügliche Dokument ist vom 24. Juli 1309, es wurde dann „getreulich aus dem Original extrahiert von Joh. Georg Ernst, Registrator am 28. Mai 1738“. Hier schreibt Peter, Probst zu Interlaken und „Ulrich, Probst zu Thernstatten“ (Därnstetten) an den Leutpriester zu Bern, der sich als „Pfarrer“ etablieren und einen Zuchtstier kaufen möchte und nun erst über die daraus resultierenden Geldeinnahmen statt lebende „Jungi“ orientiert werden will:

*„Ewer Ehrwürden thun wir hiermit kund und zu wüssen, dass in dem ganzen Bezirke unseres ganzen Dekanates, man gewohnt sey, die Zehnden der Thieren und Frucht also zu bezahlen, dass unsere Gemeinsangehörige von allen Gewächsen der Acker, Matten und Bäumen Uns der Zehnde ohne Abzug einichen Kostens bisz dahinde zahlt haben; desgleichen an Jungi-Zehnden **von jedem Füllen vier Pfennige**, von einem Kalbe ein Pfennig, von einem Lamme ein Pfennig, von zweyen Gitzenen und zweyen Färcklenen ein Pfennig.“*

Auch der Domprobst von Basel liess durch seine „Meier“ d.h. Verwalter der Güter, jeweils im betreffenden Dorfe, das sich für Pferdezucht eignete, neben dem „Vasalrind und dem Hagen (Eber)“ zur Deckzeit auch das „Fronfohlen“ aufstellen. Hierfür waren dann besondere Grundstücke angewiesen oder es durften die Gemeindeweiden stärker in Anspruch genommen werden. Z. B. hielt das Gottshaus zu St. Alban 1364 in Lörrach, einem seiner Dörfer, ein „Rint und ein Swin“, in Herrlisberg nur „ein Vaselrind und ein Vaselswin“, in Wolfswyler aber erst 1438 ausser Rind und Schwein „ein Pferdt 4 Wochen lang im Mayen“.

Wie sehr der Pferdehandel durch die Schweiz und von schweizerischen, speziell bernischen Kaufleuten mit **Mailand** entwickelt war, darüber gibt uns das nachstehend etwas gekürzt wiedergegebene und sprachlich erleichterte Schreiben unserer Gnädigen Herren von Bern an den Herzog Galeazzo Maria Sforza in Mailand 1468 Nachricht:

*„Durchlüchtender, hochgeborener Fürst, besonders gnädiger Herr. Zuvor unsere dienstbereite Empfehlung für alles, was wir in Ehren zu tun vermögen. Durch viele Klagen erfahren wir, dass Ew. Gnaden Amtsleute und Zöllner den Unserigen, wenn sie zu Zeiten durch Ewer Land mit Rossen, Rindern und anderem Kaufmannsgut fahren, sonderlich in Mailand und dessen Gebiete, mehr Zoll von ihnen fordern, als dies nach altem Herkommen gebräuchlich, nämlich von jedem Pferde einen rheinischen Gulden und von jedem Rinde 12 Groschen und wenn sie dann ihre Pferde und Rinder verkaufen, sie von dem Verkaufe nochmals einen rheinischen Gulden und drei Zechinen abzugeben haben. Solches ist von alters her sonderlich in den Zeiten, da der durch-lächtigste Fürst, Ewer Gnaden Vater gelebt und regiert hat, nicht so, sondern gütlich und bescheiden gewesen. Wir zweifeln nun nicht, dass Ewer fürstliche Gnaden die Guttat Ew. löblichen Herrn Vaters selig fortsetzen wollen, aber da wir auch Bericht haben, dass auch andere unserer Eidgenossen nicht gewohnt sind, so harte Forderungen zu ertragen, so bitten wir Ew. fürstliche Gnaden mit **allem Ernste**, dass sie und zu Lieb und Gunst das von alters her gebrauchte Herkommen wieder einführe und die Unserigen **gleich den Ihrigen** gehalten und von jeglicher Beschwerde und schädlichen Belästigung gesichert werden. Wenn wir auch nicht gerade in Verstockung gegen Ewer Gnaden begriffen sind, so sind wir doch des Willens, Ihnen in allen gebührlichen Sachen ebenfalls Förderung und Dienst zu beweisen. Darum bewaise uns nun Ewre fürstliche Gnad solche Liebe und Fründschaft, dass wir Angenehmeres und Dankrufenderes demnächst erfahren und damit schuldengleich gebunden werden Ihnen dienst-lich Wiedervergelt zu beweisen. Valeat feliciter!“*



Donatello, Reiterdenkmal in Bronze (1453) des Gattamelata in Padua. Schweres Pferd mit tief-angesetztem Schweif. Der Feldherr scheint wohl kürzere Beine gehabt zu haben als Colleoni (siehe folgende Abbildung), oder sonst wäre das Pferd des letzteren kleiner und schlanker im Thorax.

Auf diesen Brief hin wurden in der Tat die Zölle für Schweizer auf Pferde und Rinder aufgehoben, und der Pferdehandel mit Italien florierte wieder wie in vergangenen Zeiten, was uns auch **Andrea de Biliis** bestätigt, indem er sagt, dass noch zu seiner Zeit für den schweizerischen Pferdehandel der Durchgangszoll nicht grösser sei als zu den Zeiten Galeazzos.

Wir vermögen den regen Pferdehandel mit Italien auch aus den Zöllen der verschiedenen Alpenstrassen zu erkennen, die für den Pferdetransport verwendet wurden, wie Grimsel, Furka, Rawyl, Lötschberg, Simplon, Bernhard usw. Die beliebteste Strasse blieb aber doch der Gotthard.

Kein Wunder, dass nun unter dem Einfluss dieses Importes von Pferden aus der Schweiz und Flandern der Typ des früheren kleinen italienischen Pferdes – das ja von den Schweizern, z. B. in der Schlacht bei Arbedo (30. Mai 1422), an den Beinen gepackt und samt dem Reiter umgeworfen werden konnte (de Kiliis) – sich verliert und auf Bildwerken mehr und mehr die grossen flandrischen Pferde und deren Bastarde auftreten.

An Gemälden aus dieser Zeit sind zu nennen das Bild des Condottiere John Hawkwood in Florenz durch Ucello, ferner das Gemälde des Malers Castagna von Niccolo da Tolentino in Florenz (1456). An Skulpturen gibt uns 1442 das Standbild von Annibale Bentivoglio in Bologna ein solches kurzbeiniges, schweres Pferd, und aus dem Ende des 15. Jahrhunderts besitzen wir die weit bekannteren Bilder des Condottiere Erasmo de' Narni genannt „Gattamelata“, Tigerkatze, gest. 16. Jan. 1443 in Padua, erstellt von Donatello 1453 auf dem Santo zu Padua, ferner das Standbild von Bartolommeo Colleoni, gest. 1479, venezianischer General, durch Andrea Verrochio bis 1488.

Der Typus des schweizerischen Pferdes jener Zeiten ist auch besonders schön in einer etwas leichteren, mehr normännerartigen Form mit ramsköpfigem Profil auf dem Paliottorelief Matteo de Pastis „Ludwig der Heilige“ in Castello Sforzesco in Mailand dargestellt, das aus der Zeit um 1450 stammt.

Durch einen Knochenfund sind wir in der Lage, auch in der Schweiz uns über die körperliche Beschaffenheit dieser Pferde orientieren zu können. Es ist das Pferd von **Gümligen**, das ich eingehend beschrieben habe (Mitt. bern. Naturf. Gesellsch. 1923. Heft VII, 11). Es ergibt sich an Hand der von mir eingeführten physiologisch-chemischen Methode der zeitlichen Datierung eine approximative Verlochung dieses Pferdes zu Ende des 15. Jahrhunderts.

Es war ein ziemlich grober, schwerer, starkknochiger Pferdetyp, dessen Höhe ganz approximativ auf etwa 1.58 bis 1.64 m geschätzt werden kann, wenn wir normale Winkelung der Knochen annehmen. Die Beinknochen sind aber relativ schlank, bei weitem nicht so dick wie bei unsern heutigen Schrittpferden gleicher Höhe, wie Belgier und Ardenner.

In dieser Zeit kommt nun auch die früher erwähnte Burgunderbeute von ungefähr 15,000 bis 20,000 Pferden insgesamt in die Schweiz, aber das meiste davon ging wie Edelsteine und Schätze Karls des Kühnen ausser Landes; immerhin wird einiges zurückgeblieben sein, und vieles gelangte nachweislich auch in den Jura. Hier waren aber vorher schon Flamländer Hengste aufgestellt worden, und zwar durch den Bischof Johann V. von Basel.

Wir müssen daher nun unsere Aufmerksamkeit auf das Bistum Basel richten, das als weltliche Macht und späteres Reichsfürstentum 899 durch die Schenkung des Klosters Moutier-Grandval durch König Rudolf III. an Bischof Adalbero II. entstand und sich im heutigen Berner Jura mehr und mehr Besitz verschaffte. Die Basler Bischöfe und Reichsfürsten wirtschafteten nicht gerade glänzend, denn die Budgetdefizite waren bei ihnen an der Tagesordnung, so dass sie anfänglich einen Teil ihres Reiches nach dem andern „versetzen“ mussten, um Geld zu bekommen.

Das Elsgau, die Ajoie, mit seiner Hauptstadt Pruntrut, hatte ein solches Los. Von Bischof Heinrich III. von Neuenburg 1271 dem Grafen von Montbéliard abgekauft, verpfändete Bischof Imer von Ramstein im Jahre 1386 das Elsgau an die Grafen Mömpelgard (Montbéliard)-Württemberg. Erst als Johann V. von Venningen auf den Basler Fürstenthron stieg, konnte er die Ajoie wieder zurück erwerben und das Schloss von Pruntrut erbauen, das „eines Kaisers würdig“ in Pracht ausgestattet ward. Fürst Johann residierte wegen der Zänkereien mit dem Domherrenkapitel zu Basel, sobald es gebaut war, fast stets auf dem Schlosse in Pruntrut, und namentlich während der Burgunderkriege wohnte er dort, wo er trotz aller Lockungen Karls des Kühnen treu zu den Eidgenossen hielt. Als sich der Burgunderkrieg anbahnte und Karl ein grösseres Operationsfeld gegen die Eidgenossen wünschte, stellte er 1473 an Johann die Forderung abzdanken, gegen eine hohe Geldsumme, damit er an seine Stelle den ihm treu ergebenden Abt von Brügge (Flandern) zum Bischof ernennen lassen könne, und dann seine Truppen durch den Jura auf die Schweiz zu werfen vermöge. Johann empfing die ängstlich gewordene Basler Bürgerdelegation auf seinem Schlosse Porrentruy und erklärte ihnen, dass er in Treue zur Eidgenossenschaft halte. Er war darin ja sehr glücklich gewesen, denn seine Truppen nahmen nachher eine Reihe von Schlössern Karls ein, so z. B. die Herrschaft Franquemont 1474, die mit den „Freibergen“ den Namen teilt, die früher „Falkenberge“ hiessen, bis Bischof Imer 17. Nov. 1384 ihnen besondere Rechte verlieh, um Ansiedler nach diesen bisher unbewohnten Gebieten zu ziehen. 1476 sagt Jörg von Venningen, ein Vetter des Fürsten, dass „min Herre von Basel gewonnen soll han gross guet in vieche und guet dazu“. (Quellen-samml. Bad. Landesgesch., I. Bd., 514).

In den Hausbüchern der früheren Bischöfe von Basel finden wir zwar zahl-reiche Pferdekäufe erwähnt, aber über Rassenzugehörigkeit ist nichts be-richtet. So gebe ich als Muster hier bloss einige Notierungen des Bischofs Friedrich II. ze Rin, gewählt 1437, gestorben 1451.

1446 Donnerstag nach Martini, kaufte ich zwei schwarze Hengste bei Gögel, Berchtolds des Vogtes von Konstanz Knecht, um 80 Gulden.

1447 Freitag nach Franziskus, „han ich koufft myn schwarzen Hengst mit einer kleinen, weissen Plassen in der Mitte der Stürnen und hat zwey Jung, von Gögel von Konstanz dem Rosstüscher, um 68 Gulden“.

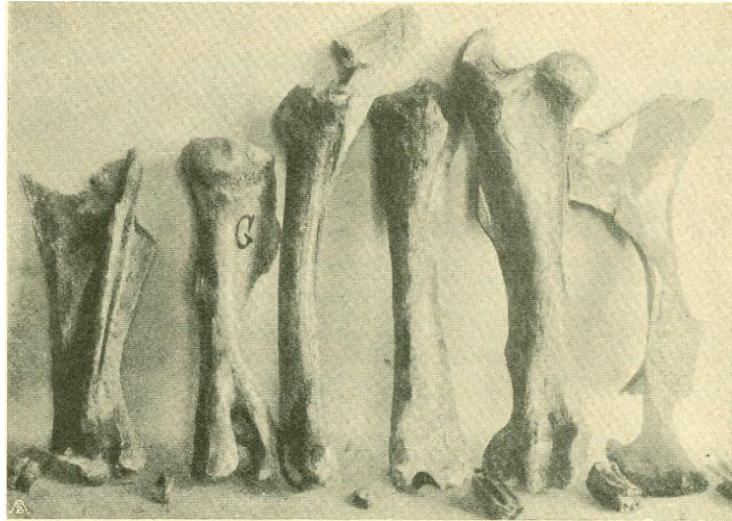
1447 „auf Samstag in der Charwuchen han ich koufft einen schwarzen Hengst mit einer weissen Blässen an der Stirn und mit vier Jung, von Heinrich Zschennin, mit 78 Gulden“.

„Jung“ ist wohl damals gleichbedeutend mit „arzel“, balzane, weissen Abzeichen an den Füßen.

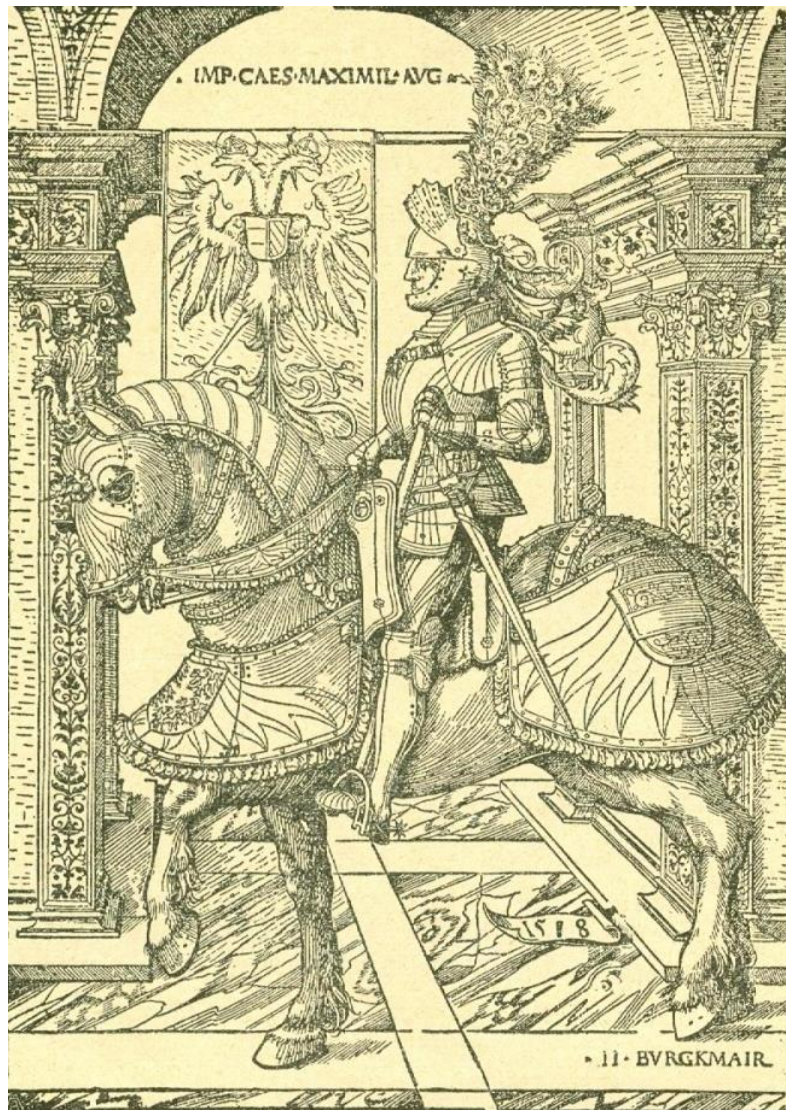
Die Preise sind sehr hoch: 80 G. = zirka 1200 Fr. Metallwert und 4000 Fr. Geldwert, 68 G = zirka 1000 Fr. Metallwert und 3400 Fr. Geldwert und 78 G = zirka 1170 Fr. Metallwert und 3900 Fr. Geldwert. Aber über Rasse hören wir nichts, doch mussten es Pferde edelster Art sein, denn nach **Tillier** (Bd. V.) kostete damals ein einheimisches Pferd rund 6 Gulden.



Andrea del Verrochio (1436-1488). Reiterstandbild in Bronze des Soldatenführers Colleoni in Venedig. Da die Adern des Pferdekopfes deutlich hervorstehen und auch sonst alle Muskeln durch die Haut schimmern, handelte es sich wahrscheinlich um ein kleineres Pferd mit mehr orientalischem Blutanteil.



Der Knochenfund von Gümligen aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Pferdeknochen, die einem der hier dargestellten Pferde entsprechen.



Der deutsch-römische Kaiser Maximilian in seiner Rüstung.

Erst Fürst **Johann V. von Venningen** ist in dieser Sache gebildeter. Venn-ingen, aus einer niederrheinischen Familie stammend, zuerst in Worms als Domherr wirkend, hatte einen Bruder Jost, der 1448 den mächtigen Thron als Gross- und Hochmeister des Deutschritterordens zu Marienburg bestieg. Schon nach einem Jahrzehnt trat Jost zurück, worauf dann bald der Herzog Albrecht von Brandenburg letzter Grossmeister zu Marienburg wurde, und der Herr „Alt-Grossmeister“ oder Alt-Meister, wie genannt wird, kam mit seinem Marstalle an den Hof des Pfalzgrafen von Bayern-Wittelsbach zu Heidelberg, der mit dem Niederlande in engster Familienverbindung stand. Er verkaufte nun fast alle seine Pferde, und Fürst Johann von Basel nahm sie ihm der Reihe nach ab. Es waren, wie wir in seinen Notierungen über die bezahlten Preise und die Trink-gelder fürs Bringen von Heidelberg nach Pruntrut hören, meist **niederländische** Rosse, und zwar kaufte er: Frühjahr 1459 „den grossen Plassen, die zween Schimmel und den braunen Hengst mym Bruder Jost von Venningen, Altmeister, bezahlt 247 Gulden (gleich zirka 12,350 Franken), dazu 1 Gulden an Jakob von Lutterburg von der Zehrung wegen der vier Hengsten, 1 Gulden Lutzen myns Bruder Knecht, der die Hengst uns bracht; 3 Gulden Herrn Jakob Luterburg und Lutzen zum Zehrgeld wieder heim zu fahren.

2 Gulden für einen Sattel zu dem Schimmelpferde, das myns Bruder gewesen ist.“

Er war überhaupt für **Niederländer** begeistert und sandte z. B., bevor er als seinen Botschafter Herrn Conrad Bamhauer nach Rom schickte, um seine Bestätigung vom Papst zu erhalten, zuerst seinen Stallmeister nach Speier auf den Markt, um einen schönen Niederländer zu kaufen.

Das stimmt auch damit überein, wenn **Bujak** (Königsberg 1863, S. 313) von den Deutschrittern erwähnt, dass sie meistens Pferde **holländischer** und dänischer Abkunft importierten.

Fürst Johann verstand entschieden etwas von schönen Pferden, und da er zwar der sparsamste aber doch oft verschwenderisch noble Fürst war, so handelte er selbst mit Pferden. Er erhielt so einen der grössten Preise, die für ein Pferd in jenen Zeiten bezahlt wurde, indem er den einen der beim Grossmeister des Deutschritterordens 1459 erstandenen „nyederländischen Schimmelhengst, den mit einer Blässe“, also einen Fuchs- oder Braunschimmel, an den berühmten Landgrafen von Sisgau und Buchsgau, Thomas von Falkenstein, den Mordbrenner von Brugg, anno 1462 zum Preise von 125 Gulden, d. h. zirka 6250 Fr. Geldwert verkaufte.

Allerdings hat dieser Falkenstein, der ein Vasalle des Fürsten Johann war, weil der Bischof seit 1041 das Hoheitsrecht des Sisgaus hatte und der ihm noch vielen Ärger bereitete, wohl dieserhalb etwas tiefer in den Beutel greifen müssen. Aber derartige übermässige Ausgaben brachten Falkenstein doch zum Ruin, weshalb er am 13. August 1461 seine Herrschaft Farnsburg mit der Landgrafschaft Sisgau um 10,000 Gulden (500'000 Fr.) an die Stadt Basel verkaufte, da der Bischof damals sein Bargeld im Schlosse Pruntrut verbaute.

Diese niederländischen Hengste standen meist in Pruntrut und wurden dort wohl auch zur Zucht verwendet. Denn ein Fürst, der, wie Johann von Venningen, sogar imstande war, für die tierärztliche Pflege eines Pferdes die hohe Summe von 6 Gulden (Fr. 300) dem Schmied zu Offenburg „um mys Pferd zu heilen“ zu bezahlen, und massenhaft in seinen Ausgaben „Arzneien“ für seine Pferde bucht, hat sicher auch die Pferdezucht seiner Bauern unterstützt, obwohl dies nicht von ihm ausdrücklich erwähnt worden ist.

Ich gebe in dem Nachfolgenden einige der hauptsächlichen Notierungen auch dieses Fürsten als Muster wieder, soweit sie auf die Herkunft anderer Pferde Licht werfen:

1457 kauft er in Spire (Speier) für 18 Gulden zwei gewöhnliche Wagenpferde und ritt aber dann selbst nach Spire in Begleitung von „300 Pferden“ seiner Basler Truppen.

Es waren meist gepanzerte Reiter, mit denen er ritt, denn er hatte viele Ausgaben für die Reparatur der „panzer“.

Im gleichen Jahre muss er Honig kaufen, um die neuen Gebisse der Zäume einzuschmieren, und zu dem in Speier gekauften Schimmelhengst, mit dem Herr Conrad Bamhauer nach Rom ritt, kaufte er ein neues „Kettengebiss“.

Er verkaufte das „graw pferd“ seines lieben Herrn und „fürfars selig“ des verstorbenen Bischofs Arnold von Rotberg um 14 Gulden (zirka 700 Fr. Geldwert) und zahlt 22 Gulden und 3 Schilling (zirka 1105 Fr.) für ein „Schimmel-plasset“ Pferd, das er Wunnewart, seinem Kanzler gibt. Dieses Pferd wird aber dann 1463 auf dem Zurzacher Markte am St. Verenastage wieder verkauft und dafür ein „östricher“ Pferd und ein Rapp, mit einer „Blässe“ mittelst einer Nach-zahlung von 24 Gulden (zirka 1200 Fr.) erworben.

1460 bekommt er auf seiner Reise nach Wien und Mantua nochmals einen Österreicher, indem der Erzherzog Sigismund von Innsbruck dem bischöflichen Dienstmanne Jakob ze Rin einen Hengst aus dem Innsbrucker Marstalle schenkt, wofür er dem Stallmeister einen Goldgulden Trinkgeld gibt.

1470 erhält er auch aus dem Marstalle des Pfalzgrafen zu Heidelberg einen Hengst geschenkt und sendet daher seinem Bruder Altgrossmeister 2 Gulden mit der Bitte, sie in den „Marstall des Pfalzgrawen“ zu geben, des geschenkten Hengstes wegen. 1468 sendet ihm persönlich Herzog Sigismund noch einen Innsbrucker Hengst, wofür er 2 Gulden den Gesellen schenkt, die mir „daz pferdt von mynem Herrn Herzog Sigismund brachten“ und zehn Schilling dem Knaben, „der das pferd reit“.

1461 reist er auf das Konstanzer Konzil, wo man ihm die höchsten Ehren als Anführer der christlichen Fürsten gegen die Türken erwies, mit 22 Rossen in einer Prachtkutsche und zahlt dort 22 Gulden (1100 Fr.) für ein „jung prun pferd“, das der Spittelmeister an der „rinpruck zu Konstanz uff mentag nach Pfingstwuche“ ihm verkauft.

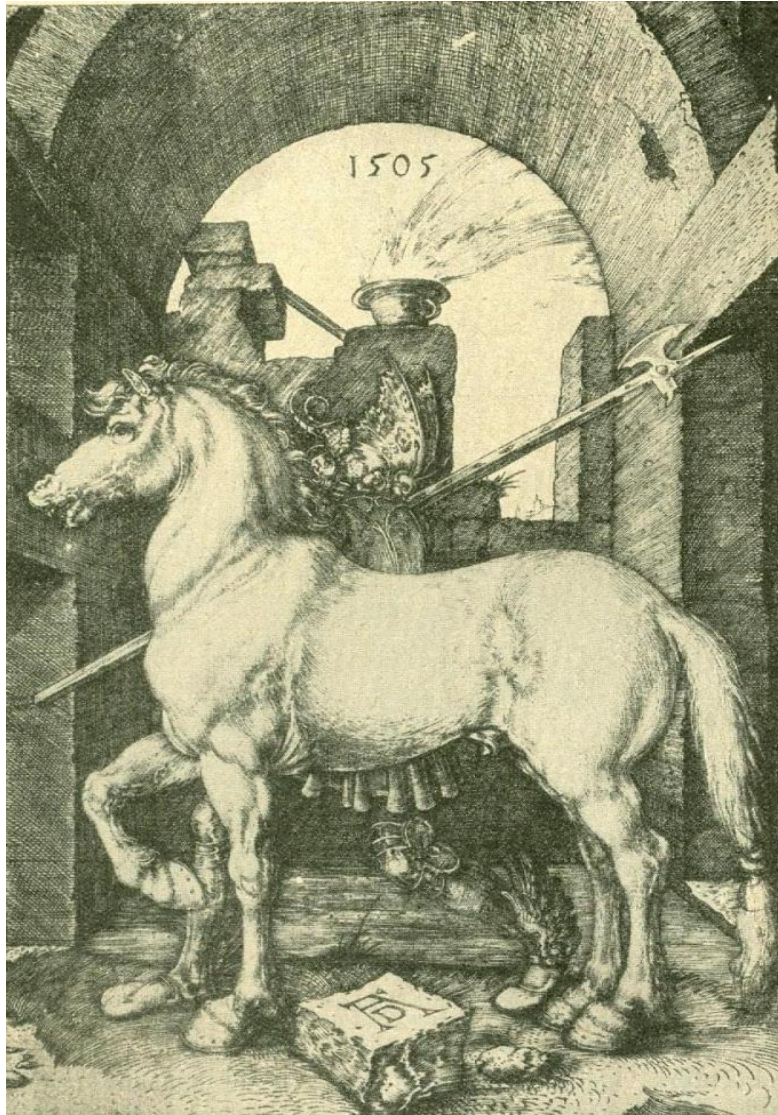
Es scheint wirklich zwecklos, hier alles aufzuführen, was noch an Hengsten im Laufe der Regierung dieses Fürsten, wie seiner Nachfolger ins Land kam. Es war absolut keine einheitliche Rasse. Überwiegend zwar Niederländer, aber auch Österreicher und andere Pferde. Auch einen Maulesel besass Johann, den er auf dem Zurzacher Markt mit andern Pferden 1466 verkaufen lässt und notiert: „10 Pfund an Henslin, myn Schnyder mit Stoffeln (Knecht) nach Zurzach drü pferd und den Mulesel zu verkaufen.“

Nun ist es aber besonders interessant, zu suchen, ob diese Fürsten von Basel nichts an Pferden aus ihren Besitzungen und Klöstern zogen. Moutier-Grandval war seit 1079 ein Domherrenstift geworden und wurde dann 1530 durch die Reformation aufgelöst. Es hatte aber früher 1136 ein Kloster in Bellelay gegründet, das sich tüchtig entwickelt hatte und von dem heute behauptet wird, dass es für die jurassische Pferdezucht ein Hauptansporn gewesen sei. Aus den bischöflichen Notizen zeigt sich jedoch, dass Bellelay sowohl im 15. Jahrhundert wie bis zu seiner Aufhebung durch die französische Revolution 1797 nie durch Pferde glänzte, denn als Abgaben und Geschenke figurieren vor allem Käse und Ziger, sodann Jagdhunde (Lauf-hunde), Jagdfalken und Wild verschiedener Art, wie z. B. Auerhähne. Pferde werden nie erwähnt. Immerhin erhalten wir schon Anfang des 14. Jahr-hunderts die sichere Meldung, dass das Kloster Pferde besass, indem das Domkapitel von Moutier zur Zeit des Abtes Peter II., 10. Abtes von Bellelay 1323 bis 1336 zwei Pferde des Klosters und zwei Ochsen gepfändet hatte, was dem Kloster „grossen Schaden“ bereitete. Es kann deshalb damals nur wenige Pferde besessen haben, und aus der Schwedenzeit werden wir hören, wie der Abt solche überall zukaufen musste.



Albecht Dürer, Das sog. **schwere** Pferd. Kupferstich vom Jahre 1505. Da Dürer damals die vier Bücher menschlicher Proportion schrieb, dürften auch seine Pferde der Wirklichkeit genau entsprechen.

Ganz anders war es in diesen Zeiten schon in dem Schweizer Kloster Einsiedeln, woher **Ringholz** berichtet, dass schon 1464 die Einsiedler Pferde in Firenzuola einen Volksauflauf veranlasst hätten, also schön gewesen sein mussten.



Albrecht Dürer. Das sog. **leichte** Pferd, Kupferstich vom Jahre 1505.

Im 16. Jahrhundert nimmt die bäuerliche Pferdezucht in der Schweiz selbst mehr und mehr zu, besonders deshalb, weil nunmehr die Nachfrage nach **schweizerischen** Pferden in ganz West- und Südeuropa steigt. Weshalb ?

*Die Burgunderkriege hatten die ehemaligen Besitzungen Karls des Kühnen zu-nächst etwas an Pferden entblösst, aber durch die Heirat zwischen Maria von Burgund, Karls Tochter, und Erzherzog Maximilian von Österreich, dem späteren Kaiser, **fielen die niederländischen Staaten an Österreich**, und dieses Land begann nun die schweren Pferde genau so zu importieren, wie dies früher durch die Schweiz geschehen. Die Zucht des Norikers beginnt erst in diesem Jahrhundert unter dem Einflusse der nunmehr österreichischen „Niederländer“. Der Erzbischof von Salzburg errichtet erst 1565 ein Gestüt, dem möglicherweise der Pinzgauer nach **Suchanka** und **Weiss** (Wien 1923) entstammt.*

***Wilkens** (Briefe 1887, 50) konstatierte anlässlich der Besprechung der Bücher von **Fugger** 1578, wo böhmische, siebenbürgische, „zeckische“, ungarische und alle andern österreichischen Rosse erwähnt werden, dass „nirgends die Rede sei von Pinzgauer Pferden, auch nicht von der Pferdezucht in den österreichischen Alpenländern, die Fugger gewiss nicht unbeachtet gelassen hätte, wenn sie*

nennenswert gewesen wäre“. Hingegen waren schon zu Fuggers Zeiten die österreichisch-spanischen Erblände, die Niederlande, das Gebiet, wo alle Fohlen Österreichs aufgezogen wurden und das jährlich 2000 Fohlen exportierte.

Dadurch kommt eben eine andere Transportroute nach Italien auf, nämlich durch die österreichischen Lande vom Niederrhein via Augsburg, Salzburg, über Brenner, Bozen, Verona oder gar die weitere aber noch ebenere Strasse Augsburg, Salzburg, Leoben, Graz, Laibach, Venedig.

Der Schweizer **Transitverkehr** wird selbst für Mailand verlassen und der ganze Handel von den deutschen Kaufleuten über Österreich geleitet. Daher setzt sich dann auch die Waffenschmiedeinnung besonders in Augsburg und Nürnberg fest und fabriziert hier Pferdepanzer nach einem ganz bestimmten Modelle, wie es uns z. B. die Prunkrüstung des Kaisers Maximilian zeigt, oder es auch schon an der bescheidenen Augsburger Rüstung des Herrn von Luternau im Berner Historischen Museum ersichtlich ist. Die Pferde mussten daher diesen fertigen und vererbten Rüstungen angepasst gekauft werden, und ihr Modell wird charakterisiert durch die Masszahlen der Innenseite der Rüstung. Länge 1.65, Kopflänge 60. Der Platz für die Kruppe ist äusserst kurz, Vorder-rand Darmbeinschaukel bis Sitzbein 48 cm; die Kruppe war gespalten, denn es werden Höhlungen für die Glutaeusmuskulatur in der Rüstung angelegt. Die Rüstung der Vorhand war nur 43 cm lang, daher sehr kurz und für steil in den Schultern stehende Pferde. Die meisten der Ritterpferde müssen Schrittpferde gewesen sein, die also nur ganz ausnahmsweise im Galopp oder Trab Arbeit leisten mussten, denn sonst würde nicht ihre Glutaeusmuskulatur gegenüber der der Schenkel überwogen haben.

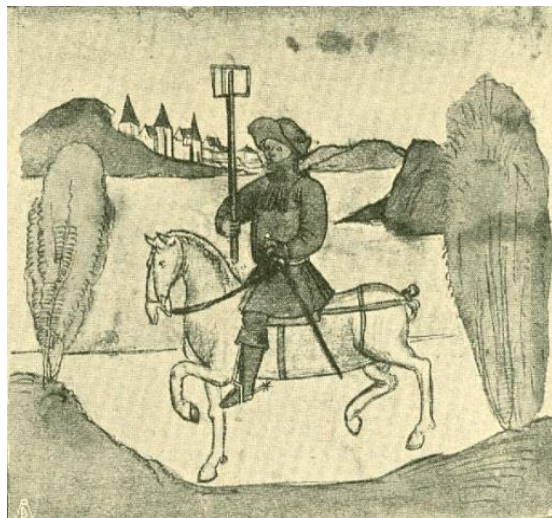
Es sind also die Pferde, von denen uns A. Dürer 1505 ein solches Exemplar vorstellt, dem er denn auch einen leichten Klepper für Galopp- und Trableistung gegenüberstellt (siehe die Abbildungen auf den Seiten 54 und 55).

Bei uns im Staate Bern wurde nunmehr mit Zunahme bäuerlicher Pferde-zucht die alte Frage akut, wer den Zuchthengst zu halten habe. Ich erwähne als Illustration hierfür z. B. den Streit von Herzogenbuchsee. Im Schiedsbuch lesen wir unter dem 26. Mai 1512, dass das Kloster Herzogenbuchsee mit der Gemeinde im Streite lag, wegen der Frage, ob das Kloster ausser dem „Äber und dem Wucherstier“ auch noch den „Schällen“ (Beschälhengst) halten müsse. Die Bauern vertraten diese Auffassung, weil das Kloster doch auch dafür den Zehnten nehme. Bern entschied aber, dass es dabei bleibe „wie söllichs von alters her gebraucht, also nur Eber und Wucherstier der Probst des Klosters zu halten genötigt sei“. 1533 kam dann aber doch im „Urbare von Buchsee“ die Bestimmung zustande: „Item, der den Hof zu Herzogenbuchsee inne hat und dessen Herligkeyt und Rechtigkeit, der soll haben ein Vasell-Rind und ein Äberschwin, aber die **Kilche** das Vasell-Ross.“ Auch im Bistum Basel ging die Pferdezucht mehr und mehr aufwärts, sonst würde kaum die Gilde der „**Nunnenmacher**“, der „Hongreurs“ gegen Bezahlung eines Pachtzinses in dieses öffentlich Amt eingeführt worden sein. So haben wir staatliche Ernennungen, z. B. am 26. Mai 1569 die des „Johann Petit Richard zu Wen-delesdorf (Vendlincourt), sesshaft, an Stelle des verstorbenen Frantz Porret zum Nunnenmacheramte der Herrschaft Pruntrut“.

Obgleich so die bäuerliche Pferdezucht eine grössere Verbreitung erhielt, war die Zahl der Pferde wohl nie sehr bedeutend, weil die meisten sofort weggekauft wurden. Selbst z. B. das Kloster **Frienisberg** hatte 1551 im „Karrstalle“ nur noch 7 Rosse und im „Rytstalle“ nur 2 Pferde.

Nun hören wir aber auch von dem hochweisen Rate, was sich ereignete. Den Vögten der meisten bernischen Ämter geht folgender, hier kurz resümierter Brief vom 12. Februar 1586 zu:

Schultheiss etc. haben seit etlichen Jahren erfahren, dass der **Burgunder** und **anderer welscher** Rosshändler Aufkauf von Pferden in unserem Lande deren Zahl derart vermindert hat, dass in jetziger Zeit derselben in rechtem Alter und Kräften zum Dienste wenig zu bekommen und unsere Untertanen guter Rosse dermassen abkommen sind, dass wir und sie derselben zur Notdurft der Kriegsreisen in Mangel sind, wenn sich solche zutragen würden. „Es könnte nun den Fremden das Aufkaufen einfach verboten werden, aber weil die Pferde vom Leibe (der Stute) weg, also jung, des Geldes wegen aus den Händen gegeben werden, deshalb hat uns die Sorge zu der Vermahnung bewogen, dies nicht mehr zu tun und deshalb ist das Gesinnen, Du (Vogt) wöllest in Deiner Verwaltung, die gewohnt ist Rosse zu züchten, in Kirche, im Gericht oder andern öffentlichen Versammlungen dies anzeigen, damit sie sie so lange behalten, bis sie zu Jahren gekommen sind, um in der Arbeit als Sattel, Bast oder Wagen in Fried- und Kriegszeiten rechten Dienst zu leisten. Die Vermahnung soll dahin gehen, dass sie ihre Rosse nicht so gemein und unter einem Jahre Alter aus



Botenreiter aus Schodolers Bremgartenchronik 1510 auf einem kleinen, sehr langrückigen Pferde.

dem Lande verkaufen, sondern dieselben behalten, um ihre Güter gut zu bearbeiten und im Falle der Kriegsreis ihren Tross, unsere Munition und Geschütz und was sie führen.“ Sodann wurde zehn Pfund (400 Frk.) Busse bestimmt für alle, die die fremden Händler führten oder ihnen Dolmetsch dienten.

Gleichzeitig geht eine Missive an die Klostervögte der nun aufgelösten Klöster, die wiederum beginnt: „Wir gspürend in unseren Landen grossen Mangel an Pferden, die Alter und Kraft haben Arbeit zu leiden. Daher sollst Du unsern Marstall dermassen besorgen, dass wir gute abgerichtete Gäul zu unserem Dienst bekommen. Du sollst auch fürhin derselben ohne unser Vorwissen und Befehl keine verkaufen noch ausleihen.“ usw.

Zusatz für Inderlappen: „Und dieweil wir in unsern Landen und Häusern keine bessere Kommlichkeit zu einer Rosschweig haben, denn bei Dir, wo sie gute Sömmerung und winterliche Erhaltung haben, so ist unser Will, dass Du auf diesen Frühling ein halbes Dotzend 2 jährige Pferde käuflich heran- und zusammen- und sie auf wohlgelegenem Berg aufziehen sollst, die werden wir hernach in andere unserer Klöster schicken.“

Über die Zuchtverhältnisse in jener Zeit in der Schweiz und der Lombardei gibt uns **Agostino Gallo**, den wir schon in der Geschichte der Rindviehzucht als Schilderer schweizerischer Viehzucht kennen gelernt haben, folgende Angaben:

Die Zuchtstuten sollen gute Höhe, breite Flanken und Kruppe, freundlichen Blick haben, aber mehr mager als fett sein, nicht jünger als drei Jahre, nicht älter als 12. Man muss sie von März bis Sommer zulassen, zweimal im Tage vor dem Tränken. Abends und morgens, nach 10 Tagen nochmals muss man sie zum Hengste bringen. Die Fohlen saugen ein Jahr lang, man soll sie erst mit zwei Jahren von der Mutter und nach Geschlechtern trennen. Die Stuten sollen nur alle zwei Jahre zugelassen werden, dann sind auch die Hengste stärker und geben bessere und kräftigere Fohlen. Sie dürfen nicht auf zu steile Berge gebracht werden, namentlich keine trüchtige Stuten. Der Hengst soll sieben Jahre mindestens alt und gross sein mit trockenen, sehnigen Beinen, nicht zu dick und nicht zu dünn, breite fleischige Brust, runde fette Schenkel und einen kleinen trockenen Kopf, langen Hals, der beim Kopfe dünn sei nach unten breit mit langer Mähne, langer Schweif; wähle besonders solche, die im Kriege waren, denn sie geben kühnere und besser atmende Fohlen.“

Bis in diesen Zeiten finden wir mancherorts noch wilde Haltung der Pferde im Walde. Nicht bloss die allgemein gebräuchliche Waldweide, für die bei uns dazu geeigneter Wald „Triebholz“ genannt wurde.

*Diese Waldweide wurde nun nach der bernischen Stadtsatzung 1539 (Fol. 133) zuerst den Pferden vor dem Monat Mai im Bremgartenwald und dem Forst verboten, später bestimmte das Viererbuch, dass Stuten und Hengste nicht mehr auf die Allmend getrieben werden durften. In andern Ländern war es nicht so. Nicht bloss die südlichen Gegenden wie die Camargue hatten damals wie noch heute wilde Pferdeherden, sondern wie David Speckle 1576 und Hellsaeus Roesslin 1593, 21 erwähnen, gab es wie in jener Zeit auch damals im Elsass und viel mehr noch in der Bretagne und der Normandie, wo wir u. a. die alt-berühmten Waldgestüte der Rohans in Kénécan (Houël, Le cheval en France) kennen. Und **Gilles de Goubreville** erzählt in seinem Tagebuch, dass er sowohl Pferde hatte, die in Ställen gehalten wurden, nachdem man sie gezähmt hatte, als auch solche, die frei im Walde lebten. Er sagt: „Donnerstag, den 25. Juli 1556 ging ich nach der Messe mit vielen Leuten (die er mit Namen aufführt) in den Wald, um zwei Stutfohlen zu fangen. Wir versuchten dreimal umsonst, aber endlich fingen wir sie.“ „Am 12. Juli 1557 gingen zwei Diener in den Wald, um zu sehen, wo man die **Netze** aufstellen müsse, um eine Stute zu fangen.“ „Sonntag, den 19. Juni 1558 ging ich mit 30 Leuten in den Wald, und wir fingen eine Stute, ein zweijähriges weibliches Fohlen und ein junges männliches Füllen.“ Er verkaufte eine gleichzeitig mitgefangene Kuh für 8 Pfund, und das Stutfohlen für 6 Pfund.*

Im Bistum Basel zeigen in dieser Zeit die Notierungen des Fürsten Jakob Christoph Blarer von Wartensee (1575 bis 1608) wieder keine genauen Rasenangaben der gekauften Pferde.

Der Stallmeister Augustin Übelmäss erhält für die Pferde des fürstlichen Marstalles wöchentlich 23 Sester, d. i. 345 Livres, somit rund 50 Liter pro Tag. Es kann also der Pferdebestand damals ein grosser gewesen sein. Die Karrer erhalten für die Fuhrpferde 15 Sester. Die Ziegenböcke und Hühner erhalten ebenfalls Hafer.

Interessant ist, dass Bischof Jakob Christoph anlässlich des Abschlusses des Bundes mit den katholischen Orten dem Schultheissen Pfyffer von Luzern ein edles Ross im Werte von 120 Pfund schenkt. Die mehrfach wiederkehrende Notierung lautet: „Item Schulthess Pfeiffer ein Ross verehrt als der Pundt geschworen und gen Luzern geschickt ... 120 Pfd.“

Es ist fast anzunehmen, dass der Bischof das Ross gekauft hat und kein eigenes gab. Vergleichsweise gibt Haffner (Solothurn, Schauplatz 1666 pg. 227) als mittlere Preise an: „Dienstag nach Antoni ward zu Solothurn ein Pferd im gemeinen Kauf umb 15 Gulden

erworben. 1546 ein Pferd kaufft umb 34 Pfund. 1530 verkaufft der Vogt von Falkenstein seiner Obrigkeit ein „gut Reit- und Zugpferd um 37 Pfund Gelts“.

Mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts haben wir die ersten Nachrichten über bäuerliche Pferdezucht aus dem Bistum Basel.

1610 erscheint ein Reskript, dass bisher in der Bestellung der Beschäler in jeder Gemeinde ganz unleidige Missbräuche eingerissen seien, die der Zucht unwiederbringlichen Schaden zufügen. Man habe hierzu kleine Fohlen ge-braucht. Von jetzt an solle aber jede Gemeinde taugliche starke, gesunde Beschäler unter Zutun der Amtsleute aufstellen und sich ein jeder derselben bedienen und seine Stuten dadurch belegen lassen und also das schädliche bisherige Herkommen, „die schönst gewachsenen **Fohlen**“ zu verwenden, abgestellt sein.



Scheibenriss aus der Zeit um 1575. Ein burgundischer Reiter auf einem kleinen Seeländer oder Freiberger Pferde spricht mit einem Musketier.
Histor. Museum, Bern

In der bischöflichen Hofgesellschaft „de divertissements“ wird 1619 die Frage besprochen, „dass die **Freyenbergischen Pferde** die andern weit übertreffen und seien überaus schöne, gesunde und starke Pferde, allein sie haben wie gewöhnlich grosse aufgeblasene Köpfe und werden gerne blind.“

Es ist hier jedoch zu erwähnen, dass im nächsten Jahrhundert gerade die Widerstandskraft der Freiberger gegen die Augenkrankheiten betont wird, und wir wissen heute, dass im wesentlichen feuchte Ländereien, Überschwemmungsgebiete die Pferde zum Auftreten der periodischen Augenentzündung prädisponieren, was für den Jura gar nicht zutrifft. Ob diese Mondblindheit durch Berner Pferde eingeschleppt wurde, können wir nicht mehr feststellen, nur deutet das nachfolgende, etwas gekürzte Zirkular der bernischen Regierung vom 26. Juni 1574 „an alle Amtleute des dütschen Landes von der blinden Schälhengste und Rosse“ wegen darauf hin.

„Uns ist nun mehrmalen mit Klag fürkommen, habend es auch zum Teil gesehen und ohne Schaden mit erfahren, dass etliche unserer Untertanen Deiner Beherrschung **zur Zucht der Rossen blinde Schälhengste** erhaltend, und andere Lüten liehend, daher aber gefolget, dass diejenigen Ross, so von solch blinden Schällen gezüchtet, in dero Art schlachend und mehrer Teils ohne Zwyfel vergewiss hernach auch erblindent, des man aber bis anher kleine Achtung gehabt und mancher von deswegen in Erkrankung

dieser Landsart Rosse übel dargesetzt, betrogen worden und sin Geld verloren. Welcher zu-fürkommen und damit wir niemand der unsern noch andere ussert unseren Landen sich fürhin solchen Schadens der gekauften Rossen Erblindung habe zu klagen soll nun flissig nachgeforscht werden, denjenigen, so also blinde Schällen erhalten sollst Du 50 Gulden Buss gebieten dieselben abzutun und niemand mehr zu leihen. Dies auf Kanzel und Kirche verkünden.“

*Die dicken Köpfe erwähnt auch bei Berner Pferden 1658 **von Graviseth** in seiner Spottschrift „Heutelia“. „Die Pferde haben dicke Köpfe und ihre Zucht, wenn auch keine richtig durchgeführte, ist (in Bern) doch sehr verbreitet.“ Die vorerwähnte Hofgesellschaft erzählt noch als Scherz, der die sonstige Ruhe der Freiburgerpferde gut charakterisiert, von einem „schrecklichen Begebnis“ am 24. April 1629, das dem „Junker Hans Franz von Bodmann“ mit einem Frei-berger Pferde passierte. Beim Spazierenreiten sie dieses plötzlich auf die Hinterbeine gestanden und habe „auf eine inländischen Pferden ungewohnte Manier mit den Füßen in der Luft herumgeschwänzelt“, so dass der Junker in Lebens-gefahr geraten sei.*

Unter Rheingraf Otto Ludwig wurde 1634 Pruntrut belagert, 1635 wurde das Bistum Basel durch die Franzosen genommen und geplündert. Eine zweite Plünderung erfolgte gegen Ende des 30-jährigen Krieges durch die Schweden unter Herzog Bernhard von Weimar.

*Diese Zeiten haben die Zucht des Bistums stark gehemmt, und wenn je wirklich eingetroffen, was nach **Bernard** (L'élève des chevaux 1881, 12) die Sage überliefert, nämlich, dass die Mönche von Bellelay mehrfach andalusi-sche und berberische Pferde von ihren spanischen Ordensbrüdern erhalten haben, so muss daran erinnert werden, dass damals mit Leichtigkeit spanische Pferde durch gewöhnlichen Pferdehandel nach dem Bistum kommen konnten, weil die ganze anstossende Franche-Comté bis Besançon spanisches Erbland, und die spanischen Pferde mit den spanischen Truppen dort häufig geworden waren. Der Pferdehandel des Bistums ging schon in jener Zeit ständig in dieses Gebiet, und daher ist diese Sage sehr leicht zu erklären. Ausserdem kauften auch die späteren Fürsten noch immer spanische Hengste für ihren Marstall, wie gezeigt werden wird.*



Hans Baldung Grien, 1534. In der Schweiz oder in Strassburg geschnitten. Elsässer oder fürstlich Baselerische Pferde bei der Waldweide, keine „wilde“ Zucht, sondern durch den harnlassenden Wallachen als schon gezähmte Pferde gekennzeichnet. Schwerer Schlag mit gespaltener Kruppe bei der ausschlagenden Stute.

Die Pferdezucht im Jura wurde trotzdem nicht völlig zerstört, denn 1655, sieben Jahre nach dem Westfälischen Frieden, hielt Reichsfürst Johann Franz von Schönau, Bischof von Basel, eine Heerschau auf dem Felde von Courgenay ab, wobei sich noch vier Kompanien Reiter einfanden mit 700 bis 800 Pferden, diejenigen des bischöflichen Gefolges inbegriffen („Eigentliche Relation“ usw.).

Die damaligen Bischöfe geben über Rasse und Herkunft ihrer Rosse auch wieder nichts Genaues an. Ein Muster zeige dies: „Sept. 1678, Dem Juden Joseph für ein Pferd für mich thuot 280 Livres. Juli 1679 Ein Pferd in (den) Marchstall gekoufft 75 Louis d'ors thuot 165 Livres 15 Schilling.“

Interessant ist vielleicht das Verhältnis des Pferdepreises zum Kuhpreise in diesen Zeiten: „Febr. 1676 2 Milchkühe erkaufft für 65 Livres“. Der Pferdepreis ist also 6 bis 9 mal so hoch wie der Preis guter Milchkühe. Ein gewisses Licht auf die Wirtschaftsweise der französischen Soldateska im Bistum nach dem 30-jährigen Kriege wirft die Notiz vom März 1677: „For 6 Ross, so von den Soldaten den Fuohrleuten genommen 300 Livres (als Entschädigung bezahlt)“. Die Livres galten damals etwa 12 Fr. unserer Währung, der Geldwert war aber bedeutend höher, ungefähr das Dreifache. Alles Nutzvieh steht daher sehr hoch im Preis.

Aus diesen Zeiten haben wir nun auch Berichte von Pferden im Münstertal und von Bellelay.

Die erste Notiz findet sich in den fürstlichen Hof-Manualen pro 1620, pg. 164, also vor dem 30-jährigen Kriege, wonach der Schaffner im Münstertale „für ein Pferd so vom dem verkaufft worden anstatt baarer Lieferung“ dem Fürsten 100 Pfund anrechnet, was sicher beweist, dass nunmehr im Münstertale verkäufliche Pferde des Fürsten existierten.

Durch den damaligen Abt **Jean Pierre Cuenat** (1637-1666) von Bellelay erfahren wir, dass, nachdem Bellelay besonders 1634 vollkommen geplündert und heimgesucht worden war, er sich auf das bischöfliche Schloss in Neuenstadt am Bielersee zurückzog, um der Schweizergrenze, die ja der 30-jährige Krieg respektierte, nahe zu sein. Mit der Bellelayer Pferdehaltung stand es damals sicher nicht bedeutend; wenn etwas Gutes vorher vorhanden gewesen war, so haben es die fremden Krieger geraubt. Der Abt machte daher folgende Notizen in seinem Hausbuche, die für uns von Interesse sind:

„Am 3. März 1640 bezahlten wir vollständig Jean Henry Cuenat von Coeuve für 4 grosse Ochsen und eine Kuh, wie für ein Pferd, das er meinem Pater Gaspard für 6 Dublonen verkaufte. Für die 4 Ochsen und die Kuh zahlten wir 29 Dublonen.

Am 23. April 1640 bezahlten wir 12 spanische Dublonen an Jean Henry Cuenat von Coeuve für eine Fuchsstute, die er uns verkaufte, und für einen grauen Wallach 33 Reichstaler. Beide Pferde waren je 5 Jahre alt.

1645 am 28. Januar, 4 Pistolen noch nachbezahlt für ein Pferd des Jean Pierre Petitperrin, das wir von ihm kauften, als er von Vienne zurückgekommen war.“

Dass er damals sehr knapp an Pferden war, besagt seine Notiz vom 19. Oktober 1645: „Pierre Celic in Neuveville hat mir ein Pferd bis nach Biel geliehen, wofür wir ihm 10 Batzen gaben und in Biel ein halbes Mass Hafer zahlten.“ Aber dennoch konnten die würdigen Herren von Bellelay in Nächstenliebe hilf-reich sein. Da sich infolge der Kriegsläufe der Abt François de la Fosse von Corneulx und der Probst de Gray dorthin geflüchtet hatten und erst 1646 wieder heimgehen konnten, gab ihnen der Abt sowohl 27 Pistolen in Bargeld als auch ein Pferd im Werte von 8 bis 9 Pistolen mit, und zwar „geschenksweise“. 1660 bezahlte er in Neuveville an den bischöflichen Kommandanten Rittmeister Glutz 5 Pistolen und 20 Batzen für zwei Pferde, die dieser in der „Krone“ daselbst ein-gestallt hatte.

Bemerkenswert ist, dass wohl recht viele spanische Pferde nach Bellelay gekommen sein müssen, was schon aus der mehrfach erwähnten Bezahlung in spanischen Dublonen hervorgeht und andererseits aus dem häufigen Erwähnen „grauer“ d. h. Schimmelpferde im Besitze Bellelays; so behandelt am 23. September 1641 der Schmied von Landeron ein graues Pferd für den Abt in Neuveville, am 8. November 1641 wird ein Tierarzt nach Bellelay zu einem Graupferd berufen usw. Wie die spanischen Schimmel, die nebst den Isabellen, damals in Spanien sehr beliebt waren, aussahen, zeigt uns das Bild des Mini-sters Don Gaspar de Guzman, vor 1634 gemalt. Dass die Bellelayer Pferdezucht vor und nachher nichts so Berühmtes war, wie etwa die Einsiedler Zucht, ergibt auch die Basler Chronik von Christian **Wurstisen**, der in diesen Zeit vom Klo-ster Bellelay und Telschberger Tal, pg. 13 (3. Ausgabe, Hotz 83) sagt: „Der gemeine Landmann behilft sich des Viehs und werden nirgends bessere Käs, dann in diesem Strich gemacht, doch ist das Fleisch nirgends also wohl geschmackt als das in der Eidgenossenschaft fällt. Seind also neben dem Rindvieh ihre Waren, wie auch des Münstertales, so man aus diesem Revier gen Basel und anderst wohin führet: Käs, Hartz, Bauholtz, allerhand Walddrechslerarbeit.“



Reiterbildnis von Don Gaspar de Guzman, Graf von Olivarez, Herzog von San Lucar, durch Velazquez oder Martinez del Mazo gemalt um 1633. Schwerer spanischer Schimmelhengst; die gleichen schweren Hengste reitet auch Prinz Balthasar Carlo (1635), Philipp III., König von Spanien und Magarete von Österreich, seine Gemahlin; alle von Velazquez gemalt im Museum des Prado in Madrid

Von 1772 wurde das Kloster Bellelay im wesentlichen Erziehungsinstitut (Internat auf militärischer Grundlage) für Jünglinge und gelangte als solches rasch in romanischen Ländern zu Weltruf. Während der 17 Jahre, die es als solches bis zu seiner Auflösung

unter der französischen Revolution existierte, hat es aber, wenn es in diesen Zeiten vielleicht auch manchmal edle Pferde beherbergte, keinen nachhaltigen Einfluss auf die Zucht der Gegend ausüben können. Dieser Einfluss kam ständig vom fürstlichen Stallmeisteramte; er wurde jedoch in den Zeiten der Auflehnung des Volkes gegen den Bischof nicht gewürdigt.

Im 17. Jahrhundert beginnt nun auch Frankreich die Einrichtung von Gestüten zu studieren, worauf das „*Memoire pour l'établissement des haraz en France*“ von 1639 sich bezieht, in dem in 25 Paragraphen empfohlen wird, die Gestüte in den königlichen Waldungen, Gütern und Klöstern anzulegen und als Zuchtpferde die berühmten Rassen damaliger Zeit vorgeschlagen werden, nämlich: Türken, Berber, Spanier und **Schweizer**. Colbert hat ja dann zugestimmt und Garfault mit der Einrichtung von Gestüten beauftragt. Später wollte der Basler Bischof es nachmachen, bekam aber den Rat, es sei ein zu teurer Spass für sein Ländchen.

Die bäuerliche Pferdezucht verlangt nunmehr, wie früher die Ritter, nach schweren Pferden, während die Edelherren die leichten orientalischen Ras-sen vorziehen.

*Interessant sind hierfür die späteren Ausführungen **Simon Winters** von Adlersflügel, bei dem ein Bauer seine Stute nicht von einem „barbarischen Pferde“ decken lassen will und überlaut weint, er reite die Stute heim, er werde gestraft oder nicht, und selbst beim schwersten und grobfüssigsten Friesländer Hengste Winters noch den Kopf zu klein findet, denn gute Pferde sollen „fein dicke Köpf, starke, dicke Häls und fein grob geschenkt sein, damit sie fein stoff ziehen“. (Stuterey, 1687, 1703, pg. 12.)*

*Diese Rosse traf man damals in der Schweiz und namentlich im Seelande. Hiervon geben uns nicht nur die Scheibenrisse des Landvogts Wagner, des Landschreibers Fanckhauser in Biglen und die Wappenscheibe des Welty Moser, sondern auch der Fund eines vollständigen Pferdeskeletts in **Ollon** (Waadt) einen Begriff. Dieses Skelett, dessen Studium ich der Freundlichkeit der Herren Konservator **Tauxe** und Tierarzt **Massip** in Lausanne verdanke, stammt nach meinen Altersbestimmungen aus Bodenbeschaffenheit und Kollagengehalt der Knochen aus Anfang oder Mitte des 17. Jahrhunderts. Es ist ein zirka 4-jähriger Hengst, der mit abgesägten Hinterbeinen verlocht wurde. Bei einer Schädelhöhe von 54,5 cm, die eine Kopflänge von zirka 58 cm lebend ent-spricht, war das Pferd zirka 145 cm hoch und gehört der kleinen Seeländer-rasse an, die nach den damaligen Angaben in der Waadt und Freiburg sich verbreitete. Femur und Tibia sind relativ kurz, wie auch der Metatarsus, Humerus ebenfalls kurz, Radius länger, Röhreine aber auffallend kurz und dick. Der Längenbreitenindex derselben ist 14,6, während er beim Ritterpferde von Gümligen nur 12,5 und beim La Tène-Pferde gar bloss 10,1 betrug. Das Pferd von Ollon ist also das kurz- und dickfüssigste Pferd, dessen Knochen je aus älteren Zeiten in der Schweiz gefunden worden sind, weshalb ich es **Rittmeyer** zur Publikation als ältesten Vertreter des Schrittpferdes in der Schweiz überliess.*

Die Pferdezucht der Schweiz nahm jetzt gewaltige Ausdehnung an, denn der 30-jährige Krieg führte ihr als Käufer nunmehr nicht nur Italien, sondern auch Frankreich zu.

*Im Nieder- und Obersimmental bringt das Landrecht Verbote, dass niemand „frömbd ausländisch Viech und Ross auf die Berge treiben dürfe bei 20 Pfund Busse“, und 1680 sagt **Steiner**, dass Ross und Rindvieh jährlich für „gross Gelt ausser Landes von Bern fortgehe“. Namentlich die Oberländer brächten „vil schöne Pferdt“ wöchentlich auf dem Markt nach Bern. Italien beginnt aber die Pferde weniger zu Kriegs- als zu bürgerlichen Nutzzwecken, landwirtschaftliche Arbeiten und Fuhrwesen, zu importieren, seitdem in diesem Jahrhundert durch die Lehren der Belagerung von*

Neapel in Italien Hunderte von Gestüten leichter Pferdeschläge entstanden sind und nur noch **schwere** Pferde für den Zug und die Maultierzucht gebraucht werden.

Für den Absatz nach Frankreich zitiere ich hier nicht bloss Bern, sondern auch Solothurn, von dem **Haffner** (Schauplatz 1666, pg. 318/19) sagt: „So zeuget das Land sonderlich der Buchenberg, Kriegstetten, Falkenstein, auff den Alpen und Thal / item das Göw / usw. **schöne grosse starke Pferd** / so zum reiten und ziehen tauglich und werden zu Anfang des Frühlings / von Franzosen und Burgundern in zimlicher Mänge erhandelt und aus dem Land geführt: dahero etliche Jahrmärckt zu Solothurn / wegen dess Pferd- und Viehe Kauffs sehr berühmt.“



P. von Hillegaert. Die Prinzen Friedrich Heinrich (links) und Moritz von Oranien (auf dem Schimmel) zur Zeit der niederländischen Befreiungskämpfe von der spanischen Herrschaft (bis 1648). Schwarze Pferde gemischt spanisch-niederländischen Blutes, gleich dem des Herzogs Olivarez. Dies ist also das Pferd, das in dem Bistum Basel jener Zeit aus der spanischen Freigrafschaft importiert wurde.

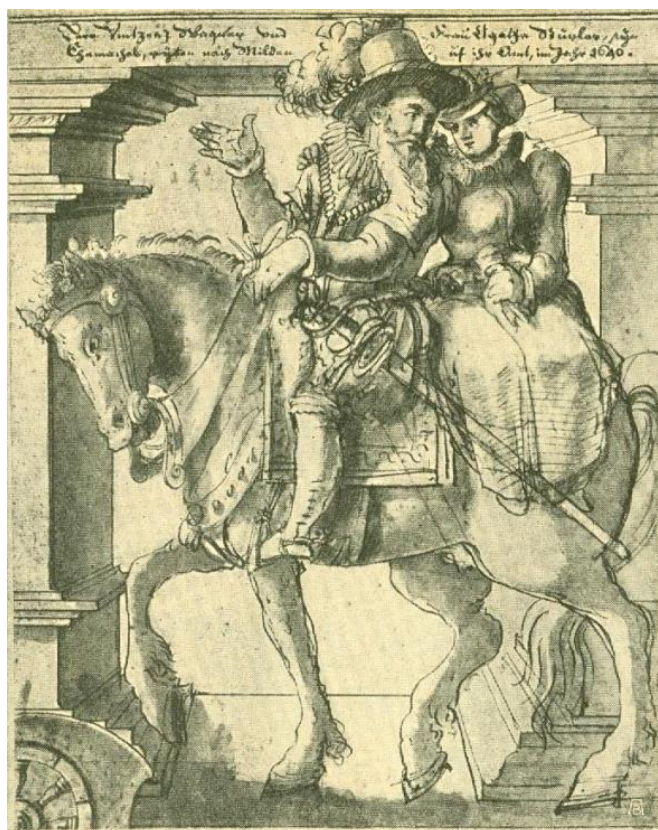
Im 18. Jahrhundert werden nun die grössten Anstrengungen zur Verbesserung der Pferdezucht im Staate Bern gemacht, denn zu Anfang des Jahr-hunderts stand es nicht mehr gerade gut um sie. Es muss bedacht werden, dass seit 1668-1678 Ludwig XIV. die bisher aus österreichisch-spanischer Familienerbschaft an Spanien gefallene Freigrafschaft erobert und die und auch das Bistum Basel noch besetzt hielt, nachdem 1678 im Frieden von Nymwegen die Freigrafschaft zu Frankreich geschlagen worden war.

Deshalb lautet ein Bericht vom 10. März 1701 aus dem Bistum: „dass die Pferde überaus teuer seien, weil die Officiers du Roi sie überall als Remonten nehmen. Man verkaufe achtjährige Stuten von gutem Wuchs und gutem Zustand für 20 Louisdors, à 9 Pfund das Stück, also zu 180 Pfund. Auch die andern Haustierte seien teuer“.

Darum kann uns nicht wundern, wenn 1705, 7. Januar, die bernische Regierung den Unterhandel mit Pferden bei hoher Busse untersagt, „wodurch der Pferdehandel gleichsam zu einem Grämpel gemacht werde, an dem jeder etwas gewinnen und dem Landmann die Pferde zu einem allzu geringen Preis gleichsam abgerungen werden.“

*Darum fasst Schultheiss und Rat ins Auge, „durch Import frömbder und schöner Hengste wiederum eine schöne Pferdezucht in hiesigem Lande aufzurichten, damit der Verkauf der Pferde dadurch facilitiert werden möchte, indem sonst das ganze Land in diesen sonst so erfreulichen und erwünschten Friedenszeiten zu grösstem Jammer und Armut verfallen dürfte, weil durch kein Mittel mehr Geld in unser Land gebracht worden, **als durch den Verkauf der Pferde**“.*

Wohlweislich wird dieser neue Gedanke einige Jahre bis 1713 überlegt und dann der Pferdezuchtkommission, Herren von Erlach und Mitkommitierten, mitgeteilt, dass man „gleich der Kommission das gedeyliche Mittel zur Pflanzung einer schönen Pferdezucht gefunden habe, nämlich schöne dänische, oldenburgische oder hannoversche Springhengste allharo führen zu lassen“.



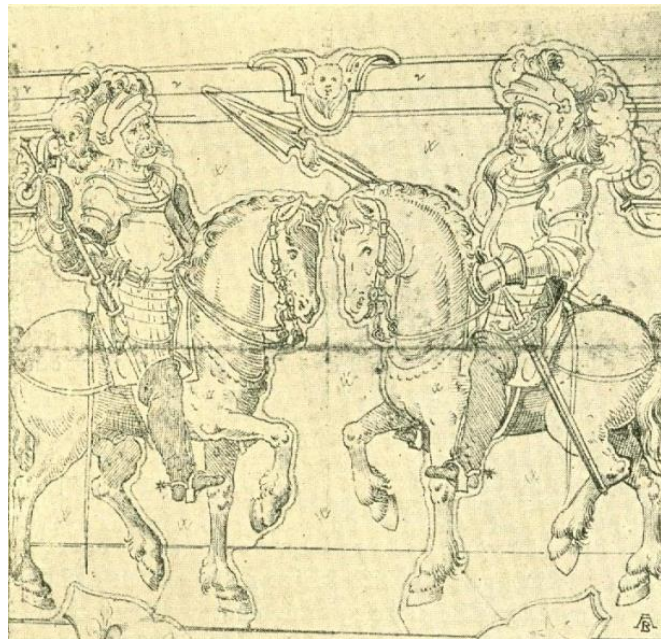
Ratsherr Vinzenz Wagner, Hauptmann im Berner Regiment, reitet 1640 als Landvogt in Milden (Moudon) einen schweren, hohen Seeländer Hengst, Wiflisburger (Avencher) Zucht.

Wagner wurde 1650 Gesandter nach Frankreich; Mitglied des Kleinen Rates; Venner; im Bauernkrieg: Oberkommandant von Bern und Geheimer Kriegsrat. 1655 Oberkommandant der Waadt.

Scheibenriss. Sammlung Wyss, Historisches Museum, Bern

Die Frage der grossen Ausgabe war aber etwas kitzelig, und deshalb kam man zu der Auffassung, die Sache „Entrepreneuren“ zu übergeben und wählte als solche Dragonerleutnant David Lerber von Heimenhausen und etwas später noch den Amtschaffner Adam Kähr von Ruederswil samt seinem rührigen Schwager Hans Oberli, Pintenwirt daselbst. Die Anforderungen an die Hengste selbst waren: „einfarbig schwarze oder kastanienbraune Tiere, mit weissem Stirnfleck, ohne falsche Haare, wenigstens rechter Reiterhöhe, absonderlich fein von Kopf und Hals, wohl gewachsen,

ohne Mängel an Augen und Füssen, schöne gevierte Leiber und wohl geschenkt, von guter Aktion und geradem Gange.“



Scheibenriss der zwei Kriegskameraden Michel Fanckhuser, Landschreiber und Hans Dellenbach, Wirt zu Biglen. Emmentaler Pferde der später bekannt gewordenen Bigler Zucht. Nur etwa 1,45 m hoch, kurz und kräftig. Sammlung Wyss, Histor. Museum, Bern

Am 9. Februar 1715 erhält Lerber ein Patent und eine Passempfehlung, wo-nach er „für Unsern Marchstall 12-18 teutsche Hengste zu kaufen den Obrigkeitlichen Befehl erhalten habe“. Es wird mit ihm vereinbart, dass er die Hengste auf seine Kosten kaufen müsse und hieher nach Bern einer Kommission zur Auswahl vorzustellen habe, er müsse die Hengste auch auf eigene Kosten füttern und halten, bekomme aber hierfür pro Hengst und pro Jahr 40 Taler vom Staate und werde ausserdem privilegierter Hengsthalter für die Bezirke Konolfingen, Seftigen, Sterneberg und Oberland. Er dürfe aber nur 1 Taler Springgeld verlangen, wobei die Stute dreimal gedeckt werden könne, es gleich sei „ob sie lade oder nit“. Der gleiche „Verglich“ wurde dann auch mit Kär und Oberli für die Ämter Trachselwald, Sumiswald, Brandis, Signau und Burgdorf gemacht. Darüber ist Lerber ungehalten, weil diese den mehr Einnahmen versprechenden Teil hätten, und es wird ihm dann gestattet, das Sprunggeld auf 1½ Taler zu erhöhen. In ganz kurzer Zeit, die eine Reise in die Zuchtgebiete zu damaliger Zeit ausschliess, bringt Lerber schon 22 Hengste nach Bern, die passiert werden. Kär und Oberli bringen 25, von denen nur 16 akzeptiert wurden. Die Hengste wären nun wohl da, aber die Bauern liessen ihre Stuten nicht bei ihnen decken, darum klagt Lerber, dass er betrogen worden sei vom Staate und er gehe des Kapitals und der Kapitalzinsen und Springgel-der verlustig. (10. Febr. 1717.) Daraufhin rafft sich die Regierung am 15. April 1717 zu einem energischen Mandate auf und bestimmt, über die Verstocktheit der Bauern klagend, obwohl man zwar schöne hierländische Springhengste und die Zuführung schlechter Stuten zu den Hengsten nicht völlig hinterhalten werden könne, so müsse doch jeder 30 Pfund Busse zahlen, der einheimische Hengste aufstelle, sofern diese nicht vom Amtmanne zugelassen, und für eine schöne Pferdezucht durch beeidigte Schätzer geeignet befunden worden seien. Ferner, weil nichts mehr Geld ins Land bringe als gute Pferdezucht, sei es bei

Strafe der Konfiskation der Pferde verboten, Fohlen unter drei Jahre Alter ins Ausland oder in benachbarte eidgenössische Orte zu verkaufen. Damit alle Pferde, die aus der Paarung mit frömbden Hengsten entstanden, zu erkennen seien, sei ihnen mittelst eines Brenneisens links hinten ob dem Schenkel oder ob der Laffen der Buchstabe „B“ einzubrennen, bei Busse von 30 Pfd. Es wird gleichzeitig allen Zollämtern mitgeteilt, dass keine Pferde unter drei Jahren mit „B“ aus dem Lande gelassen, sondern beim Versuche konfisziert werden sollen.

Es war nun die Frage wichtig, ob man **grosse** oder **mittelgrosse** Pferde züchten solle. Die militärischen Autoritäten waren darüber ganz uneins. So sagt 1702 Oberstleutnant von Goumoëns: „Die meisten Gemeinden (von denen jede je einen oder mehr Dragoner zu stellen hatte) bilden sich ein, dass ein **kleines** Pferd für einen Dragoner genüge.“ Das sei aber falsch, weil der Dragoner einen Fusssoldaten auf die Kruppe seines Pferdes zu nehmen habe. Er habe nur wenige Pferde bei seinen Inspektionen gefunden, die hierzu geeignet wären, ausserdem seien zahlreiche Dragoner auf säugenden Stuten gekommen.



Philips Wouverman (1619-1668). Halbblutpferde aus dem 30jährigen Krieg. Vorne der Schimmel, den Wouverman fast immer als Modell benutzte, wie z.B. im Gemälde „Ankunft im Stall“, Moritzhaus im Haag, „Der Lagerplatz“, ebendort usw.

1712 wird bei der Cuirassier-Inspektion im Waadtland die Hälfte der Pferde als gut und **gross**, die andere Hälfte als zu klein und Ausschussware bezeichnet. Das Gutachten vom Jahre 1713 betont aber, dass Dragoner nur starke und kräftige Pferde **mittlerer** Grösse reiten sollen, denn wenn sie zu gross seien, so können sie selten die Anstrengungen ertragen, und in den Bergen der Schweiz könne man sie dann gar nicht benutzen, aber sie dürfen auch nicht zu klein sein. Darauf kam dann der wohlweise Rat zum Urteil: „Allerdings wäre es sehr zu wünschen, dass die Dragonerpferde **mittelmässiger Grösse** wären, des-wegen wird der Herr von Froideville trachten, solches durch fründliche Insinuationen und ganz sachte zu bewürken.“

Bald stellt sich trotz des Eifers der Kommission, Strafen über Zuwiderhandlungen zu verhängen, heraus, dass es ein Fehler war, den Ämtern zu gestatten, einheimische Hengste anzuerkennen, und so ergeht nach einem zornigen Briefe vom 28. Mai 1717 an Saanen, am 6. Mai 1718 der Erlass, eigentliche **Hengstenschauen** abzuhalten, denn es gereiche dem Lande zum Nachteil, dass jeder Amtmann alle hieländische Hengste annehme, indem man ganz ausdrücklich gesagt, dass es sich nur um **ganz schöne** handeln dürfe, und dabei solle es bleiben und seien die Bauern an die fremden Hengste zu weisen. Am 11. Mai wird nach der Hengstenschau vom 9. Mai bei Kär diesem der Vertrag gekündigt, denn er habe **zu alte Hengste** vorgestellt. Am 27. Februar wird nun beschlossen, dass von jetzt ab jede Gemeinde wenigstens 1-2 der schönsten „halbfrömbden“ Springhengste aufzustellen habe. Die Halter dieser Hengste seien dann privilegiert und niemand dürfe ihnen Eintrag tun. Das Sprunggeld bleibe bei 1 Taler fixiert. Alle diese Hengste müssen folgende Qualitäten haben: einfarbig, ohne falsche Zeichen, wohl voraus gewachsen. Alle die scheckig und mit einer Blässe bezeichnet und an den vorderen Füßen weiss sind, seien abzuweisen. Vor der Sprungzeit sollen die Hengste „angefüttert“ werden. Alle nicht sich als passend erweisenden sollen im dritten Altersjahre kastriert werden. Nicht alle Gemeinden hatten damals solche passende Hengste aufzustellen.

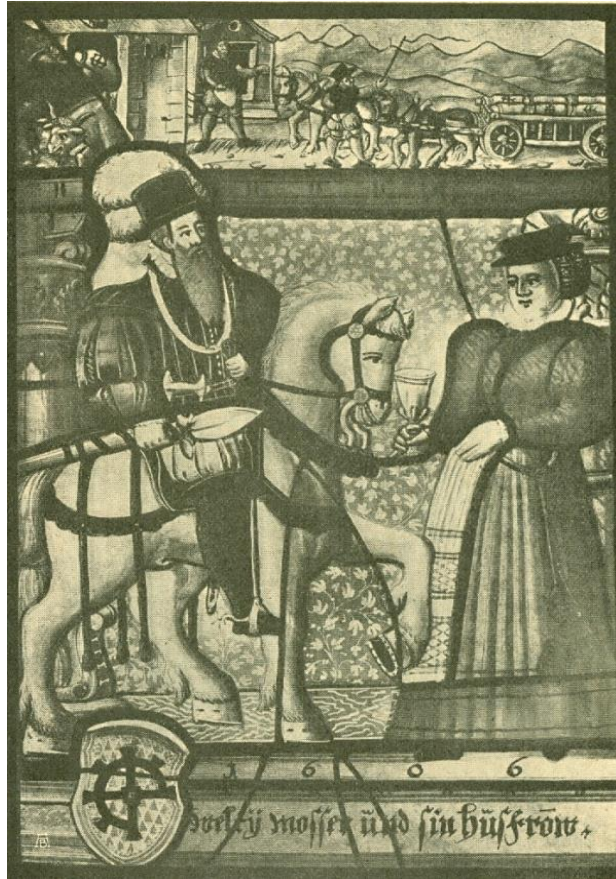
Sie mussten wenigstens 3-jährig sein. Deshalb fand am 21. April 1719 eine Verhandlung mit Burgdorf statt, weil die Bauern dort erklärten, nur 2-jährige Hengstfohlen zu haben, bis endlich ein passendes bei „Grossenbacher Vater“ zum Vorschein kam.

Die Leutnant Lerber unterstellten Gemeinden ging das natürlich noch nichts an, denn hier deckten noch 1719 22 Springhengste Lerbers.

Von Strafen sind folgende als interessant zu melden:

Zuerst wurden von 1723 die Alt-Landvögte, welche zu Pferdezucht-Inspektoren ernannt worden waren, periodisch „saumselig“ gescholten und ihnen befohlen, Strafverzeichniss einzusenden. Dann wurden Strafen von drei Pfund bis fünf Taler ausgesprochen; dabei aber durchaus nicht pedantisch vorgegangen, so z. B. hatten Peter Wänger und Hans Trachsel in Amsoldingen ihre Stuten bei einem unerlaubten Hengste zugelassen, weil dieser Hengst der schönere als der Bezirkshengst war. Die Pferdezuchtkommission stimmte bei, dass er in der Tat der schönere sei, und weil die Delinquenten ihre Schuld freimütig geoffenbart, wurden sie von jeder Strafe „liberiert“, jedoch hatten sie dem Weibel für seine An-zeige und Mühe je 5, resp. 10 Batzen zu geben.

Nur mit den Fryweibeln von Seftigen hatte man Verdruss, und in schärfsten Worten wurde am 21. März 1725 denselben der „sondere Unlieb“ mitgeteilt und alle Hengste auf den 17. April nach Bern befohlen. Es waren dieselben aber so schlecht, dass auf dreizehn nur fünf angenommen werden konnten und dabei zwei provisorisch und zwei im Alter von 2 Jahren. Der beste war ein brauner, grosser, ziemlich wohlgewachsener Hengst von 4 Jahren des Hans **Fry**, Lehenmann in Kirchdorf, die übrigen, mit Signalement genau erwähnt, haben meist die verpönten Abzeichen oder sind zu klein. Darum entschliessen sich die Gnädigen Herren zu einem energischen Verfahren. Am 5. Mai 1725 wird angezeigt, dass um ein Exempel zu statuieren, bei der nächsten „Mayenbesetzung“ der Ämter die Fryweibel Hänni und Kunkler aus ihren Ämtern „verleidet“ werden sollen. Am 8. Mai mussten von jeder Gemeinde des Amtes zwei Vertreter nach Bern kommen, daselbst geloben und dies schriftlich bestätigen, dass sie schöne Hengste halten und sich der Pferdezucht widmen wollten.



Wappenscheibe des Welty Mosser 1606. Kleines aber schweres Seeländer Pferd.
 Oben vor seinem Bauernhof Mosser, der seinen Knecht mit Getreidesäcken und
 Tandemgespann eines kleinern und eines grössern Pferdes empfängt.
 Histor. Museum, Bern



Schädel des Pferdes von Ollon (Waadt)
 Dieser früher fälschlich als „merovingisch“ bezeichnete Fund entspricht einem der kleineren
 Seeländer Typen, wie ihn Welty Mosser oder der Burgunder reitet, oder gleich dem Pferde
 des Landschreibers Fanckhauser. Er war aber nicht so gross wie das Wiflisburger Pferd von
 Landvogt Wagner; der Kopf ist schwerer als beim Römer Pferd, aber im Vergleich zu den
 breiten Röhren durchaus nicht grob und plump.



Bernisches Halbblutpferd unter dem Einflusse der Oldenburger-Holsteiner Hengste. Familienscheibe von Samuel Buchmüller, Dragoner-Leutnant von Langenthal, 1769. Glasschliff. Hist. Museum, Bern

Dem erwähnten Hans Fry aber „Weilen er mit Haltung eines schönen Sprunghengstes nit nur Kosten erlitten, sondern auch sonstig in Observierung der Ordnung sich sehr fleissig erzeigt, so haben M. G. H. ihm zu Bezeugung dero gnädig Vergnügens ab seinem Aufführen eine **Recompense** von 30 Kronen (Fr. 108.60 Metallwert) verordnet, aus der Teutsch-Seckelschreiberei abzufordern.“

Im Emmental lässt sich aber die Regierung durch die Wünsche der Bauern leider sehr ungünstig beeinflussen. Es wurde nämlich „auf Wunsch der Bauern“ verordnet:

*Ein Springhengst soll **nur bis zum 4. Altersjahre decken** und könne dann kastriert werden. Ferner sei das Springgeld von 25 Batzen, wie es im Emmental bisher schon statt eines Talers eingeführt worden, nunmehr auf 10 Batzen fürs erste und zweite Pferd, 5 Batzen aber für das dritte Pferd ein und desselben Be-sitzer zu ermässigen.*

Der Hengsthalter Lerber macht sehr schlechte Geschäfte und suchte noch jahrzehntelang die Regierung um 50.000 Taler Schadenersatz an, mit Prozessen und Bittschriften, bis dann endlich die Regierung den Streit damit beendete, dass sie ihm eine geringe Abfindungssumme bezahlte und ihn vom Leutnant zum Major beförderte!

Im Lerberschen Zuchtgebiete zeigte sich besonders auch das Obersimmental und Saanental wenig zur Pferdezucht geneigt, und es musste ihnen aufs energischste klar gemacht werden, dass sie wenigstens zwei halbfremde Hengste ankaufen müssten. Schliesslich tat dies 1721 Landvogt Theobald von Wattenwyl zu Saanen, und dann

begann die Zucht hier mit solchem Erfolge, dass Dragonermajor Samuel Lentulus in seinem Rapporte vom 26. Januar 1756 über die Pferdemusterung im Oberland sagen konnte: „Die Pferde von Hasli, Grindelwald, Unterseen und Interlaken sind die schlechtesten, die übrigen aber, sonderlich die im Simmental und Amt Saanen, sind in diensttauglichem Stande.“ Aber schon 1779 kam es wieder infolge der Pferdeverkäufe so weit, dass Schultheiss und Rat sich vor die Frage gestellt sahen, die Dragoner-kompanie Ober- und Niedersimmental aufzuheben und hier eine unberittene Truppe zu gründen, weil infolge der grossen Nachfrage an Pferden im ganzen Tale kein Gebrauchspferd mehr vorhanden sei und nur noch Mutterstuten und einjährige Fohlen. Doch liess der Rat es nach Ermahnung der Gemeinden auf Grund eines Gutachtens von Landvogt Steiger von Bipp beim alten.

Nachdem endlich auch das Obersimmental zwei halbfrömbde Hengste von Hans Rubi in Oppligen erworben hatte, war die Pferdezuchtkammer in äusserst tätiger Weise bemüht, die Zucht im richtigen Fahrwasser zu erhalten, durch Inspektionen, Umfragen und tägliche Sitzungen. Es häuften sich nun-mehr die Klagen der Bauern und Inspektoren, „dass die Grosszahl der neu-gefallenen Fohlen spindelbeinig werden und die Bauern daher wieder zu den einheimischen Hengsten zurückkehren wollen.“ Das Ausfuhrverbot musste ebenfalls zunächst teilweise, später ganz aufgehoben werden.

Je mehr die Zucht wieder sank, desto nervöser ward die Kommission und strafte immer härter. Die Strafen wurden jetzt ganz exemplarisch durchgeführt, so z. B. vier Bauern des Junkers von Hüningen 1729 aus dem Emmental durch Profossen nach Bern gebracht und in den Käfigturm eingesperrt, während der Junker eine Vermahnung erhielt.

Aber alles vermochte das Sinken der Pferdequalität nicht aufzuhalten, wes-halb 1729 die Kommission der Regierung das neue Projekt auf Ankauf von 25-30 frömbden Hengsten in Oldenburg unterbreitete. Die neuen Ausgaben be-liebten aber der Regierung nicht, besonders da damals auch mit Lerber noch nicht abgerechnet war, es wurde laut Ratsmanual das Geschäft mehrfach verschoben und 1732 gänzlich abgelehnt.

Aber schon 1731 gab die Pferdezuchtkammer den Bericht ab, dass ein elender Zustand der Pferdezucht im Lande sei, besonders im Emmental (wo ja die Hengste mit vier Jahren kastriert wurden !) und wenn „Meine Gnädigen Herren und Obern“ nichts tun wollen, so habe der Bestand der „Pferdezucht-kammer“ überhaupt keinen Zweck mehr. Die Regierung war einverstanden und hob die Pferdezuchtkammer bis 1757 auf. Da aber die Pferdenot denn doch zu bedenklich wurde, musste auf ein Gutachten der kombinierten Teutsch-Seckelmeister, Venner und Reitschulkommission die Kammer wieder errichtet werden, und zu ihrem Präsidenten wurde nunmehr ihr früheres Mitglied der Kommandant der Festung Aarburg, **Tillier**, später Landvogt von Champvent, ernannt. Ein neuer Ankauf wurde aufs allersorgfältigste nach Umfrage in allen Ämtern und unter Beratung der Anforderungen beschlossen. Natürlich ging es infolgedessen nicht sehr schnell. Nachdem am 29. April eine Eingabe, am 25. Mai ein Gutachten „beförderlichst“ verlangt wurde, wurde dann ein Jahr darauf, am 1. Februar 1758 beschlossen, die Bauernsamen durch die Landvögte anfragen zu lassen, worauf dann viele Bauern nach Bern kamen, um ihre Meinung abzugeben. 1759 war man so weit, dass man wusste, was man wollte. Auf Grund der früheren Erfahrungen in der Hoch-beinigkeit verlangte man nun Hengste von 157 bis 162,5 cm Widerristhöhe, also nur mittelhohe. Sie sollten schon vier bis sechs Jahre alt sein, weil man den Fehler einsah, zwei- und dreijährige Hengste zur Zucht benutzt zu haben. In der Farbe wurden auch nur noch zwei bis drei ganz schwarz gewünscht, einige dunkelbraun und ein Paar hellbraune oder Apfelschimmel.

Tillier nahm selbst aufs grossartigste die Vorbereitungen zum Hengstenankauf an die Hand. Zuerst wurde dem König von Dänemark, dem Staatengeneral der Niederlande, deren Ministern und Hofbeamten geschrieben, und da Bern keine Orden besass, silberne Tabatièren ausgeteilt. Da gerade Friedrich der Grosse von Preussen mit Franzosen und Österreichern kriegte, musste auch ein Pass in Paris für die Pferde geholt werden, damit man über Holland und Frankreich heimreiten könne. Nachdem alles geordnet war, wurde der Herr Tillier sehr ergebene Schaffner **Lehmann** nach Hamburg und Kopenhagen geschickt mit dem Auftrag, seine Eindrücke brieflich genau wiederzugeben. Das geschah auch, und ich will hier einige der interessantesten Schilderungen aus dieser Korrespondenz veröffentlichen: Hamburg, 11. Oktober 1759. „Wir haben hier Holsteiner und dänische Pferde genug gesehen, aber die Holsteiner haben mir besser gefallen.“ Kopenhagen, 22. Oktober 1759. „Es hat auf dieser wilden und kalten Insel niemanden dergleichen Pferde als der König und auf etwelchen grossen Edelhöfen und ausser dem was dem König sind, sind nur bei jedem Hofe einer und nicht viel rechts. Es ist uns leid, dass unsere Hohe Kommission auf diese Weise betrogen worden, jetzt aber, dass wir hier sind, sehen und erfahren wir, dass fast alle die besten Pferd von Jütland hier in diese Insel kommen.“ 6. November 1759. „Wir sollen einen Monat die Insel durchreiten und so sind wir am ersten dieses Monats hieraus und von einem Edelhof zum anderen gefahren, da wir aber nichts vernommen und nichts zu sehen gekriegt, sind wir wieder nach Kopenhagen gegangen. Wir haben nicht einmal in des Königs seinem Stall einen gesehen, dass wir Lust hätten zu kaufen, die meisten sind gar klein, schlecht von Füßen und gar schmal von Kreuz, von Farb sind sehr wenig schwarze, sondern rot-weiss-grau oder schimmel.“ 15. November von Fühnen. „Schöne Pferde, aber alle zu klein.“ 17. November aus Assens. „Sehr viele Pferde, aber nicht schwarz und in der Grösse 3 Zoll zu klein.“ 25. November. „Er habe in Kopenhagen einen „Schümmelwallach“ gekauft, den sie mitführen. Die Pferde seien hier alle zu klein, zu schmal im Kreuz und nicht schwarz. „Wir sind leider voll Unmut und Verdruss und können es fast un-möglich begreifen, wie ein Herr, der von Pferd so wenig weiss wie Herr Roger (der die Vermittlung des Ankaufs übernommen), einen hohen Stand Bern soviel von Pferden zu schreiben weiss.“ Sie hätten in Flensburg einen ehrlichen Pferdehändler gefunden, der mit ihnen durch ganz Holstein reisen wolle. „Gestern haben wir zwei Hengsten und etliche Stuten angetroffen, ein Hengst ist schwarz, aber gar klein und **kurz** im Leib, der andere nur 2½ Jahr und ist rot, aber ein Ausbund von einem schönen Pferd, doch können wir denselben wegen Alter und Farb nicht kaufen. Die Stuten, die wir sahen waren schön, aber viel zu klein und **zu hoch in den Beinen**“. 7. Dezember, Rendsburg. Wir haben bis dato vier Hengste gekauft und eine schöne Reitstute. 23. Dezember 1759. „Wir haben hier in Jütland und ganz Holstein alles mögliche getan, haben doch nicht mehr als 8, 7 schwarze und einen schwarzbraunen Hengste aufbringen können, die uns gefreut zu kaufen. Keinen haben wir von denen, die wir ge-sehen und die uns anständig sind gewesen, zurückgelassen, Von hier verreisen wir nach Bremen.“

Aus Oldenburg erfahren wir nun aber, dass Lehmann genau das fand, was er wünschte, und in der kürzesten Zeit hatte er im Oldenburgischen 10 Rapp-hengste gekauft.

Einer derselben wurde unterwegs krank und blieb in Arnheim (Holland) zurück, kam aber dann später nach und wurde an Jakob Beutler im Buchholterberg abgegeben.

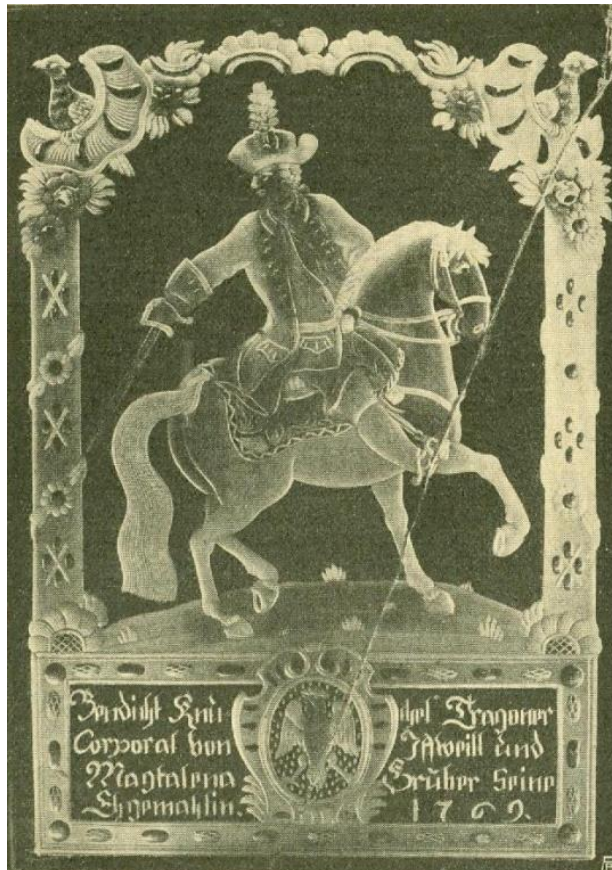
Nachdem die Hengste in Bern angekommen waren, wurden sie verteilt auf die Deckstationen, die meisten kamen ins Emmental, und zwar alle Holsteiner mit Ausnahme desjenigen, den Herr Landvogt Fischer von Aubonne mit sich ins

Waadtland nah, aber nicht zur Zucht benutzte, sondern sich als Reitpferd kastrieren liess, weshalb dieser Vogt später angegriffen wurde. Auch ins Amt Nidau kam nachher ein oldenburgischer Hengst.

*Die Emmentaler Deckstationen waren Signau, Langnau, Sumiswald, Trachselwald und Hasle bei Burgdorf. Die Oldenburger kamen gleichfalls ins Emmental und zwar nach Rüegsau, Signau, Langnau, Rüederswil und Goldbach bei Burgdorf, sodann einer nach Buchholterberg (Amt Thun), einer nach Wichtrach und einer nach Erlenbach. Nach den erhaltenen Belegtabellen wurden von den Bauern **hauptsächlich nur** die Oldenburger benutzt. Alle Hengste wurden nur vier Jahre aufgestellt und erzeugten während dieser Zeit 2145 Fohlen erster Generation.*

Merkwürdig sind die gegenüber früher geringen Preise, die Lehmann zahlen musste. Die Holsteiner kosteten der teuerste 146 Reichstaler zu 32 Batzen, der billigste 78. Mittelpreis 112¼ Reichstaler. Die Oldenburger kosteten 200 Reichstaler der teuerste und 18½ zu 24 Batzen der billigste. Nur 2 kosten über 150 Reichstaler, 3 über 100 und 7 Stück unter 30 alten Dublonen. Der Mittelpreis aller Oldenburger war 150½ Reichstaler zu 24 Batzen.

Nun machte die recht tüchtige Pferdezuchtkommission bei diesem Versuche den Fehler, die Hengste jedes Jahr die Stationen ändern zu lassen, da Inzucht wie höllisches Feuer gefürchtet wurde, und damit keine Inzestzucht entstehen könne, mussten die alten Hengste im vierten Deckjahre durch ihre „halbfremden“ Nachkommen ersetzt werden. Deshalb begannen dann nach dem Mendelschen Prinzip der spaltenden Vererbung sofort wieder die Klagen über „Hochbeinigkeit und Spindelbeinigkeit“. Zuerst will dies die Kommission mit Strafen bekämpfen, aber rasch schon schwenkt sie in das **System der Prämiierung** über. Zunächst erfolgt 1762 ein zaghafter Versuch der Stutenprämiierung, dann wurden wegen gutem Erfolg 1765 die Busseneinnahmen als Prämiierungsfonds bestimmt. Infolge der sehr guten Resultate beginnt 1784 Prämienauszahlung auf Staatskosten, die nun bis zur Revolution durchgeführt wurde.



Bendicht Knuchel, Dragonerkorporal von Iffwil, auf einem Berner Pferd
Mit Oldenburgerblut, 1769. Glasschliff. Berner histor. Museum



Haussegen von Hans Affolter, Belpberg, 1785. Mistwagen mit vier kleinen
schweren Seeländer Pferden.

Mit diesen Importen fremder Hengste hatte die Kammer einstweilen genug, denn ein Anerbieten, Normännerpferde nach Zweisimmen einzuführen, wurde abgelehnt, weil es zu teuer käme, und als Hauptmann Minnig, der in Amerika „grosses Gut“ gewonnen, sich anerbote, englische Vollblüter nach Zweisimmen auf seine Kosten zu importieren, wurde dies auch nicht angenommen, hinge-gen wurden 1778 und 1779 nochmals zwei Holsteiner Hengste angekauft und in den Emmentaldistrikten Hohstetten, Lützelflühe und Längenberg stationiert.

Der Absatz für die Berner Pferde war glänzend, die „Lamparten“, Mailänder und lombardische Händler holten alles zu grossen Preisen weg, was an guten Zuchtprodukten vorhanden war, und die bernische Pferdezucht erhielt wieder ein solches Renommee, dass sie allen Ländern als Vorbild dienen musste. So auch Frankreich:

Dr. König schreibt 1709 in seiner „Georgica helvetica“ pg. 699 von den guten Qualitäten der Pferde: „und weil die Qualitäten sich sonderlich herfür tun an unseren schweizerischen Pferden / so ist auch kein Wunder, dass sonderlich Frankreich einen grossen Staat mit Schweitzerischen Pferden machet; Gestalten sobald es einen Krieg hat / die Metzger und andere Juden auss allerhand Cantonen die Pferde zusammenkaufen. Nicht eben auss einer Politick / damit Frank-reich den Pferde Vorrath bey uns mindere (denn wir haben deswegen doch genug), sondern dass es Pferd, die im Krieg dauerhaft / wohl gewachsen und beherzt seyen / haben möge. Einmal ist es gewiss / unsere Schweitzerischen Rosse sind von besseren Füßen als andere / können alle Arbeit und viel Unge-mach nicht destoweniger dulden; ob sie schon nicht so fleissig gewaschen, gewartet und gepflanzelt werden / wie es die ausländischen Pferde / wann sie dauern sollen / haben wollen. Aber so zu bedauern / wir verderben sie gemeinlich vor der Zeit / weil wir sie nie bis zum sechsten oder siebenten Jahr / ehe man sie braucht anwachsen und erstarken lassen.“

Achtzig Jahre später schreibt ebenfalls noch der Generalinspektor der französischen Gestüte unter Ludwig dem XVI., **Esprit Paul de Lafont-Pouloti** 1787, „dass die Bauern der Franche-Comté, Burgund, der Champagne jedes Jahr in der Schweiz eine **ungeheure** Zahl von Fohlen ankaufen, die sie in ganz Frank-reich verbreiten, die dann als **Normänner** verkauft werden und durch die **neuen** Verbesserungen der schweizerischen Zucht **sehr kräftige** und **ausdauernde** Tiere sind. „Besonders liefert der Kanton Bern die meisten und besten.“ (19) Er meint daher, dass Frankreich sich anstrengen solle, **von der Schweiz unabhängig** zu werden und ihr die gute Pferdezucht nachzumachen.

Selbstverständlich beginnt schon lange das Bistum Basel diese gute Berner Zucht auszunutzen.

Anlässlich der Gerichtsinventare auf Bauernhöfen in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts überwogen noch schwarze Berner Pferde im Jura, speziell in den Freibergen. So waren 1702 bei **Henry Huelin** alle Pferde schwarz, 1712 bei Pierre Frésard in Noirmont 6 schwarze, 2 braune Hengste und Stuten und ein graues Fohlen, während im Münstertal und auch in St. Immer die spanischen grauen resp. bloss „*claire*“ genannten Pferde vorherrschten (Actes notariaux Nicolet 1747-1762. 9.). Doch verschwinden die Rappen bald.

Am 21. Februar 1744 fand in Allschwil „Gewissermassen wie auf einem öffentlichen Markte“ ein so lebhafter Pferdehandel statt, dass dem Bischof da-rüber Rapport gemacht wurde; es seien viel Juden und Rosshändler aus der Schweiz mit Pferden in grosser Anzahl da gewesen, was nämlich in der damaligen Viehpestzeit recht gefährlich war. Mit dem was sie nicht im Fürstentum verkauft hätten, seien sie nach Hegenheim ins Elsass gezogen.

Die blühende Pferdezucht der Schweiz rief beim Fürstbischof **Joseph Wilhelm** (Rink von Baldenstein) den Gedanken wach, ein eigenes Gestüt anzulegen. Er liess sich darüber ein Gutachten vom Sieur **Louvet** ausarbeiten, der von den Ministern Ludwigs XV. mit der Einrichtung eines Gestütes im Elsass betraut worden war, das jährlich 36,000 Pfund kosten und 30 schöne Hengste enthalten sollte. Dieser Fachmann schrieb jedoch, dass „Euer Illustrissime Hoheit ein Gestüt zu teuer kommt und zu viel Zeit braucht!“ „Es sei besser, auf den nächsten 15. November in jedem Dorf einen oder zwei 3½-jährige Hengste aufzustellen, die um 2 Zoll wenigstens höher als die höchsten Stuten des Bezirks seien, eine schöne Vorhand, trocknen Kopf, schöne Augen, gut geschnittene Kruppe, schöne Beine, breite Sprunggelenke, schöne Füsse und gute Hufe be-sitzen und ohne Fehler sind.“ Die Hengsthalter müssen dann privilegiert sein, damit sie das Sprunggeld dafür einziehen können. Der Fürst hat ohnehin schon hohe Ausgaben für seinen Marstall. Das „Hochfürstliche Stallamt“ kostete allein an Besoldungen 1507 Pfund jährlich, worin der Herr Oberstallmeister von Ze Rhin mit 200 Livres, Unterstallmeister und Bereiter Schwab mit 400 Livres, André Meyer, pensionierter Stallmeister mit 125 Livres, 13 Stallknecht, 1 Satt-ler, 1 Wagner, 1 Hufschmied etc. figurierten. Die einheimischen Pferde befriedig-ten den Fürsten nicht sehr. Er kaufte dennoch zahlreiche Landespfede auf, namentlich Fohlen, die er dann in seinem Stall erziehen liess, so z. B. 1749, 16. Sept. laut Quittung des Stallmeisters Schwab „für erkaufte Fohlen bezahlt 19 Louisdors 1½ Taler = 239 Livres 1/8 d. 1749, 6. Juni „demselben für eine erkaufte Stuth samt dem Fohlen bezahlt 7 neue Louisdors thun 86 Pfd. 6/8 d.“

Deshalb sandte er den Stallmeister Schwab auf Reisen nach der Schweiz und Deutschland. Er brachte zurück „20. März 1749 8 Pferde, samt Reisskosten bezahlt 922 Pfd. 2 Schilling 2¾ d.“ Es wurde auch getauscht, so „am 28. Nov. 1749 den alten Schimmelwallach gegen einen schwarzbraunen Wallach mit Aufgeld 46 Pfd. 10 Schilling“. Am 12. Februar 1753 werden auf dem Pferde-markte zu Dettenheim (in bayrisch Franken) für 3241 Pfd. 4 Schilling: 8 Schimmel für die Karosse des Fürsten gekauft, wahrscheinlich deutscher Herkunft, und dort ebenfalls zwei Reitpferde für 217 Pfd. 6 Schill. 8 d. Die fürstliche Kammer war aber mit den eigenhändigen Käufen Schwabs nicht einverstanden und macht 1764 „Observationes“, dass der wahren Ordnung gemäss ein Inventarium dieser Pferde nach Gestalt, Farbe und Alter angelegt werden müsse und ausserdem keine Pferde ohne Vorwissen der Kammer weggeschafft werden sollten; doch wurde von Schwab darauf keine Rücksicht genommen. Am 4. März 1754 versuchte der Fürst die Räte des Herrn Louvet nicht mehr bloss in der Ajoie, sondern auch in den Freiberger in Anwendung zu bringen, die seit dem 15. Jahrhundert allmählich urbar und besiedelt wurden und deren noch wenig zahlreichen Pferde etwa seit einem Jahrhundert beliebt geworden. Er schrieb an seinen Landvogt zu Saignelégier: „Weil es an der Zeit, dass die Pferdt beschellt werden sollen und wir intentioniert wären, zu diesem Ende 5 unserer Hengste in den Freienberg zu schicken, so hast du uns allvorderst zu berichten, ob genugsam Stuten vorhanden sind und die Hengste genugsam Stallung und Futter hätten.“

Am 8. März antwortet der Landvogt seinem „Reverendissime, Illustrissime gnädigstem Fürsten und Herren“, die Bauern trauen der erwähnten „väterli-chen Fürsorge“ nicht und er bitte um Bescheid, was die **wirkliche** Intention des Hofes sei, hinsichtlich des daraus resultierenden Profites und Erfolges.

Am 11. März antwortet der Bischof, er schicke seinen Stallmeister Schwab hin und seine Intention sei, „**dass mit der Zeith eine gute Pferdezucht in das Land zügelt** und etliche der Unterthanen ihren eigenen Nutzen daraus schaffen mögen und damit eher das Ziel erreicht werde, befehlen wir, dass du sonderbarst darauf achtest, dass keines von dieser Belegung fallende Mutterfüllen aus dem Lande verkauft werde,

sondern zu weiterer Züchtung im Lande be-halten, jedoch die Hengste nach Belieben verkauft werden dürfen, wohin man will“.

Gerade als dieser Brief abgeschickt wurde, kam ein Schreiben des Landvogts, wonach der Notar Cuénat, der sich bereit erklärt hatte, die Hengste zu halten, in höchster Aufregung zu ihm gekommen sei, um ihm zu erklären, dass die Bauern ihn am Leben bedroht hätten, wenn er die Hengste nähme, er fürchte Böses, da die Leute geschworen, **ihre Stuten nie zu den Hengsten des Bischofs** zu bringen. Man sehe daraus wieder Tag für Tag mehr den bösen Willen der Bergler. (Es hatten dieselben augenscheinlich den Ausgang des Bauernaufstandes und die Enthauptung und Verteilung des Bauernführers Péquignat noch nicht vergessen.)

Am 17. März bestätigt der Bischof das Schreiben mit der Bemerkung, also sende man keine Hengste, aber die gutwilligen Bauern, die ihre Stuten belegen lassen wollen, könnten dies unten in Pruntrut, die Hengste ständen hier zu ihrer Verfügung. Fürst Joseph starb 1762. An seinen Nachfolger **Simon Niklaus** von Montjoie, richtete Jean Henry Nicolas **Mochard** von Moutiers-Grandval, Pfarrer in Bévillars, ein „Mémoire“ über Landwirtschaft, und Handel des Fürstentums. Da heisst es Seite 8, „Das Land strotze von ausgezeichneten Wiesen und Weiden, die es ermöglichen würden, nicht nur das nötige Vieh zum eigenen Gebrauche aufzuziehen, sondern was auch mehr ist, noch unsern Nachbarn solches zu liefern.“ „Man gibt jährlich immense Summen aus dem Lande, um Pferde und besonders Zugochsen zu kaufen, die wir ebensogut aufziehen und ernähren könnten, wie die Bewohner der schweizerischen Kantone, unsere Nachbarn, die uns diese Tiere so teuer verkaufen, indem sie gleichzeitig und mit Recht über unsere geringe Ökonomie spotten.“ Seite 9. Wenn man denke, was alles im Ausland gekauft werde, wundere es einen, dass noch ein paar Sous übrig bleiben „bei dem Handel mit Pferden und Ochsen, die man zum aller-grössten Teile in der Schweiz kauft“. Seite 21 Pferdezucht. In den deutschen Landvogteien ziehe man wenige Pferde auf, man benutze dort nur Ochsen. In den welschen Landvogteien nähre man viel mehr Pferde, so z. B. „in dem Tale von Delémont, der Ajoie, dem Prévôté von Moutier, dem Erguel und **selbst hie und da auch in den Freien Bergen**.“ Die Pferde des Fürstentums habe alle gewisse Eigenschaften, die sie als besser, denn die der Nachbarländer und speziell der Schweiz erscheinen lassen „**sie sind viel sehniger und ertragen besser die Müdigkeit, sind viel weniger Krankheiten unterworfen und besonders denen, die die Blindheit verursachen, sowie die Dämpfigkeit**, was sicher besonders verdienen würde, dass man sie den schweizerischen vorziehen sollte, die ihnen nur durch ihren **grösseren** Wuchs überlegen sind.“ Man treibe im Lande auf zweierlei Weise Pferdezucht:

„1. Man halte sehr viele Stuten, aber zwei Drittel der Fohlen werden ins Aus-land verkauft (Franche-Comté), infolge Mangels an Futter, um sie zu ernähren (Seite 23.).

2. Die grösste Zahl der hiesigen Leute aber halte keine Stuten, sondern kaufe ihre Pferde in der Schweiz und verkaufe sie dann wieder an andere Bauern, die sie genau so anschmieren, wie selbst von den Schweizern angeschmiert worden sind, dann aber kehren sie sofort in die Schweiz zurück und kaufen andere Pferde und fahren so mit dem Handel fort, der sie aber nicht zu Geld, sondern zum Ruine bringt.“ Daher ergäben sich in der Pferdezucht folgende Folgerungen:

„1. Die einheimische Rasse ist zu **klein**, um draus rechten Nutzen zu ziehen.

2. Man zieht keine genügende Zahl auf und verkauft die Fohlen zu früh.

3. Sollten wir unser Geld nicht ins Ausland bringen um Pferde zu kaufen, die nicht einmal so gut sind, wie die unserigen.“

Nun bricht bald darauf eine sehr heftige Rotzepidemie aus. Seine fürstliche Hoheit befehlen, dass ganz diskret Allerhöchst dero Marstall untersucht werde und bestimmen dazu den Herrn Simon, Schüler der Tierarzneischule in Paris, etabliert in

Hirzbach im Elsass unter Assistenz des Laienfraters Jacques Voirol aus Bellelay, einem ehemaligen Hufschmied, sowie einen dritten Bruder aus Bellelay, der dort Hufschmied war. Nun wird ein genaues Inventar über alle Pferde des fürstlichen Stalles gemacht, davon sind nach Rassen: 5 schwarze Emmentaler, 2 dänische Hengste und eine schwarze dänische Stute, 1 Holsteiner, 3 Limousins (also französische Reitpferde, die damals sehr beliebt waren), 3 Bayrische, 2 Spanier, 11 deutsche Pferde ohne nähere Bezeichnung und sodann noch 15 Pferde ohne ermittelte Herkunft, z. B. „la Pallain und la grosse Palain“, in einem späteren Inventar sogar „la balai“ genannt, was auf den Pinselschweif des Tieres gehen kann, dann „le Preneuf, la Combine, le Vaufrey“ und so weiter. Auch einige Fohlen sind da: 4 braune zweijährige, 4 braune und ein schwarzes einjähriges sowie 3 diesjährige, davon 2 braun, eins schwarz.

Übersieht man die Pferde, so sind sie zum meisten ebenfalls schwarz, nämlich 16 Rappen, 12 Dunkelbraune, 2 Hellbraune, nur die Pferde der fürstlichen 6 oder 4spännigen Galakutsche sind Apfelschimmel, wie usuell war, mit Reserverpferden dieser Farbe. Als die damals üblichen Besonderheiten sind auch ein „Pfirsichblüenschimmel“ und 2 „Wolfsfalbe“ da.

Fürst Simon probiert nun auch ein Inventar alles Viehes in seiner Herrschaft Ajoie machen zu lassen, um die Pferdehaltung zu verbessern Jede Gemeinde macht ihren Rapport mit Ausnahme von Coeuve, das vor Steuerangst jammert, es habe sowieso zu wenig Heu, es gebe zwar Leute, die 45 Tagwerke beackern und 12 Stück Grossvieh hätten, auch solche mit 30 Tagwerken, die 8 Pferde und vier Rinder halten, auch solche mit 15 Tagwerken und 4-6 Pferden und Ochsen. Die Ziegen machen aber so vielen Schaden und daher solle man doch alles für die Gemeinde beim alten lassen.

Alle andern antworten ziemlich richtig, woraus sich ein gutes Bild der Pferde- und Viehzucht in der Ajoie um 1771 zusammenstellen lässt. Die Zahl der Pferde überwiegt alle andern Grossviehkategorien. Besonders typisch ist ein Muster aus dem Bericht vom Damphreux

Nicolas Wallat, Wooble hat 7 Pferde, 1 Ochs, 1 Kuh, 2 Junge

François Friat „7 Pferde, 1 Kuh, 4 Junge

Nicolas Friat „8 Pferde, 6 Ochsen, 1 Kuh, 3 Schafe

Germain Boilat „8 Pferde, 3 Ochsen und Kuh, 7 Junge, 3 Schafe etc.

Kühe haben, wie früher schon erwähnt, die meisten Bauern nur eine einzige, aber Pferde und Ochsen eine schwere Menge. Für sieben Gemeinden: Asuel, Bressaucourt, Miécourt, Frégiécourt, Chevenez, Cornol, Courtemaîche finde ich

Pferde	Ochsen	Kühe und Kälber	Jungvieh	Ziegen	Schafe
474	637	313	50	360	2147

Manche Gemeinden haben infolgedessen oft mehr als einen Hengst, so Bon-court 1, Buire 3, Courtemaîche 4, Bonfol „2 brauchbare und viele unbrauch-bare,“ Courchavon 3, Courtedoux 3, Chevenez 7, Courgenay 2, Cornat 1, Alle 2, Asuel 1, manche aber gar keinen, wie Damvant, Grandfontaine, Rocour, Ré-clère, Bressaucourt, Rochedor etc.

Nachdem infolge Fürst Simons Tod der beliebte Fürstbischof **Friedrich** von Wangen 1774 auf den Thron gekommen war, versuchte auch er noch einmal einen Anlauf zur Verbesserung der Pferdezuht im Bistum. Er erlässt an seinen „Geheimerat Conrad de Grandiller“ und den „Grand Baillif und Grandmaire“ der Herrschaft Pruntrut den Befehl vom 19. August 1779. Es sei bekannt, dass der Reichtum der Ajoie in ihrer Pferde- und Viehzucht bestehe, aber es brauche noch viel bis die Leute die nötige Sorgfalt und Intelligenz dazu verwenden und es sei nun festgestellt, **„dass der grösste Teil der Gemeinden keine Hengste besitze oder auch keine Zuchtstiere und diese**

Tiere meist im Ausland gekauft würden, wodurch das Geld exportiert werde, und dabei auch noch oft kranke Tiere importiert würden und man besser führe, wenn man selbst sich die Hengste erziehen wollte, wie auch die Stiere.“ Daher soll zunächst ermittelt werden: 1. ob genügend gesorgt werde für Hengste, 2. welches Salär derjenige bekomme, der sie nähre, 3. wenn dieses nicht genüge, wieviel er etwa haben müsse, 4. wieviel die Gemeinde daran zahlen könne, 5. wenn das Salär genüge, was man dann von den guten Hengsten verlangen müsse nach Alter, Grösse usw.

Wie Fürst Friedrich sich mit Pferden und Prunk umgab, sagt uns **Vautrey**, (*Histoire des évêques de Bâle*, 1884, cap. 37, pg. 401) „Sonntag den 22. Sept. 1776 9 Uhr morgens verliess der Fürst seine Residenzstadt Porrentruy unter Kanonendonner, Bürgerschaft und Garnison unter Waffen. Das Gefolge Seiner Hoheit war glänzend, 45 Edelherren, alle in Hofkleidern, 13 Offiziere seines Hofes und 100 Diener, von denen 50 in Hoflivree. Neun Karossen zu sechs Pferden, **alle von seltener Schönheit**, drei Karossen zu vier Pferden, ein achtplätziger Wagen sechsspännig, einige Zweispänner für die Offiziere und Diener des Hofstaates, ein grosser Fourgon für das Gepäck, ungezählt, dabei die vor-gesandten Wagen mit dem Tafelservice und den Möbeln, die von den Bogen-schützen zu Pferd begleitet waren. Die Zahl der Pferde des Zuges war über 150... – Die Marställe, die gewöhnlich 50 Pferde beherbergten, wurden durch den Oberstallmeister Baron von Reichenstein geleitet.“

Zu einem züchterischen Erfolge seiner befohlenen Verbesserungen brachte Friedrich es nicht mehr, da er 1782 starb. Sein Nachfolger Fürst **Joseph Sigismund** von Roggenbach war in seinen Massnahmen unglücklich und unbeliebt. 1791 wurde ihm die bekannte Beschwerde und Klageschrift des Volkes über-gaben, worauf er die österreichischen Truppen zu Hilfe rief, die General Custine mit seinen Franzosen vertrieb und den reichsdeutschen Teil des Bistums besetzte, worauf der Fürst nach Biel und Konstanz floh und starb. 1792 wurde das Bistum als Raurakische Republik erklärt, aber schon nach einem Jahre Frankreich einverleibt.

Von der Pferdezucht-Entwicklung in der übrigen Schweiz in diesen Zeiten lässt sich folgendes sagen, wenn ich auf die durch **Ringholz** gemachten Angaben über die Einsiedler Zucht der Kürze halber nicht mehr eintrete. 1778-80 hat sich auch die Pferdezucht in **Luzern** recht schön durch die bernische Nachbarschaft entwickelt, aber auch hier setzten die Verkäufe in bedenkeneregender Weise ein. Die Regierung muss 1778 ein Mandat ergehen lassen, „Da die kostbare Pferdezucht in Abgang zu gehen drohe,“ solle ein Verzeichnis aller Hengsten und Stuten mit „Namsung“ von Alter und Eigentümer aufgenommen werden. Darauf gab 1780 der Rat den folgenden Erlass, „damit die kostbare Pferdezucht nicht in Abgang komme“ und das Land zuletzt nur noch mit schlechten Pferden versehen sei, wird den Bezirksvorstehern empfohlen und angeraten, gegenwärtiges wie nächstes Jahr ihre Stuten bei den schönsten in ihren Bezirken stehenden Hengsten bei 20 Talern Buss springen zu lassen und dem Eigentümer dieses Hengstes für die gewöhnlichen drei Sprünge 1 Taler zu bezahlen. Damit die Zucht umso mehr gedeihe, sollen die Geschworenen für gute und schöne Hengste sorgen und solche in ihren Bezirk kaufen und Stuten von diesen springen lassen.

Von **Solothurn** schreibt **Fäsi**, Joh. Conr. (*Staatsbeschreibung II. Bd. Zürich 1765*, pg. 661): „Die Pferdezucht ist nicht gering. An verschiedenen Orten werden gute Stutereien unterhalten, aus welchen die Pferde meistens nach Italien und Frankreich verkauft werden.“

Auch im Osten des Landes, im **St. Gallischen Rheintale** treffen wir ein bezügliches Edikt. Hier war in dem unter glarnerischer, schwyzerischer und zürcherischer Vogtei stehenden Untertanenlande Werdenberg-Sargans-Sax schon längst eine gute Pferdezucht mit Unterstützung der glarnerischen Regierung zustande gekommen.

Diese Pferde gingen als Kutsch-, Arbeits- und Saum-pferde nach Italien. Die Zucht war so ausgedehnt, dass z.B. Pferdezahlungen in Sargans ein ähnliches Zahlenverhältnis wie im Jura, in der Ajoie ergaben, nämlich: in den drei Gemeinden Sax, Sennwald und Salez, die die zürcherische Grafschaft Sax bildeten, waren 1737: 377 Pferde, 1795: 381 Pferde, 1797: 369 Pferde, 89 Fohlen.

Aus Sargans wird zu Anfang des 19. Jahrhunderts berichtet, dass man all-jährlich nur aus diesem Bezirke allein 250 Pferde nach Italien verkaufe und ebenso eine bedeutende Anzahl Fohlen an Rheintaler. Diese kaufen solche als Sauger oder 1 Jahr alte Füllen. Die jungen Tiere müssen zwar schon ein wenig arbeiten, würden aber „unstreitig zu gut gepflegt oder gleichsam zu sehr ge-mästet“. (Zeitung für Landw. u. Gewerbe 1831. 38. 23. Sept.) Die Stutenzahl war eine ziemlich grosse. Sevelen hatte ca. 90 Zuchtstuten, Wartau-Azmoos über 100, Grabs 70, Buchs 40, Gams 50, Salez 50, Sax 80, Sennwald 80. Es wurden dort auf diese Weise sehr schöne, grosse Pferde erzeugt und noch 1831 wird von einer 6jährigen für 15½ Louisdors verkauften Stute gesagt, „der beste Künstler hätte sie nach der Natur oder idealisch nicht vorteilhafter zeichnen können“. In jenen Jahren löste man beim Verkaufe nach Lugano je nach der Qualität 9-15 Louisdors. ½jährige Füllen kosteten 55 Florin im Maximum. Im Rentabilitäts-Vergleiche mit Milchkühen wird betont, dass ein Pferd das 3-4-fache des Futtergeldes wie eine Kuh bezahle.

Die eigentliche Gründung dieser Zucht kam aber durch die **glarnerische** Regierung 1790 zustande, denn die „Gnädigen Herren und Obern des Gemein-samen Rates des Landes Glarus beschlossen am 20. Oktober 1790 zur Reskription an den Landvogt von Werdenberg: „Zu Pflanzung grösserer und schönerer Rosszucht“ 1. dass durch beeidigte Geschworene jedes Jahr auf Charfreitag alle „Fohlfüll“ = junge Hengste begutachtet, und ausgezogen wer-den mögen soviel als man nötig habe. 2. Falls infolge Einflüssen aller Art diese Hengste im Frühjahr darauf nicht schön ausgewachsen, sondern schönere da seien, diese zu wählen seien. Von Neujahr an seien die Hengste zu keiner Arbeit zu brauchen und die Hengstfohlen dürfen nur vom Juni an kastriert werden. 3. Jedes ausgewählte Hengstfohlen erhalte 5 Gulden Prämie und als Sprunggeld von jeder Stute 15 Kreuzer.

Das war eine der wichtigsten Massnahmen zur Hebung der Rheintaler Pferde-zucht, von dieser wurde dann die Mayenfelder Zucht beeinflusst und die des Bündner Oberländer Pferdchens.

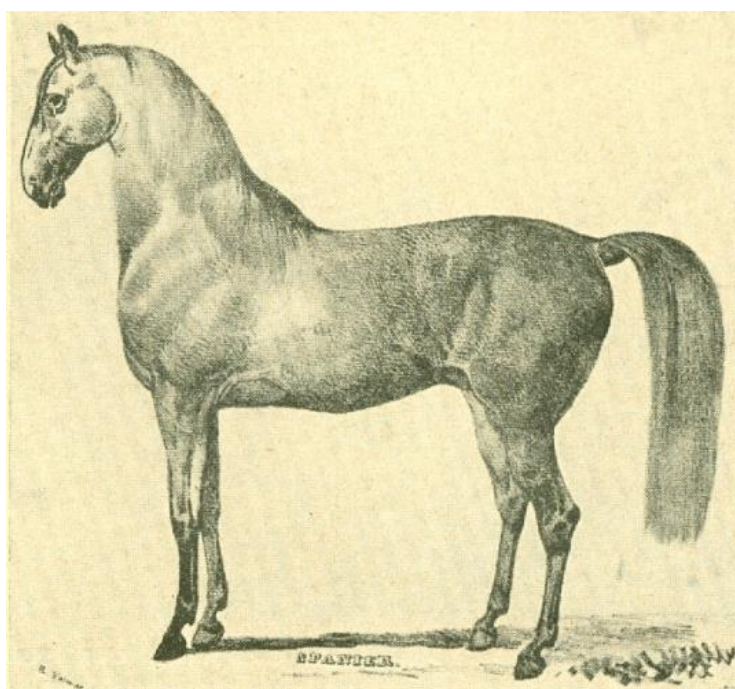
Um dem Wunsche des Verlages zu entsprechen, mit dem Dezemberheft diese Studien zu beenden, will ich nunmehr bloss noch die weiteren Schicksale der **bernischen** und **jurassischen** Zucht verfolgen.

Im Hauptzuchtgebiete von Bern kommen von 1793 an Klagen der Landvögte, wie fürchterlich Pferde im Lande zusammengekauft und wie es von denselben entblösst werde. Daher erlassen Solothurn 9. IX., Bern 4. X., Freiburg 12. X. Verbote der Pferdeausfuhr bis zum Alter von 8 Jahren und für Mutterstuten. Dennoch melden Vogt von Werdt, Aarberg, 28. IX. 93, „dass jeden Tag mehr als 50, 3-4jährige“ ausgeführt würden. Vogt Weiss, Lenzburg, 23. X. sendet das Verzeichnis der Pferdehändler, die das Verbot übertreten. Ott, Schultheiss in Büren a. A., 12. X. sagt, vom Bistum aus werde alles aufgekauft, in Bözingen sei ein Gelddepot von mehr als 100,000 Livres dazu errichtet. Landvogt Wagner in Landshut schreibt 14. X. „Der Handel nach der französischen Nationalarmee geht stärker als früher, letzte Woche wurden 200 Pferde aus hiesigem Amt nächtlicher Weile fortgebracht. Pferdehändler Struber, der „hübsche Hänsy“ bringe jeden Dienstag 20 aus dem Entlebuch hier durch,“ usw.

Darauf verbietet die Regierung am 10. Dez., weil trotz Mandat bloss über Solothurn in der Woche 800 Pferde ausgeführt würden, jeglichen Pferdehandel ausser Landes.

Aber nun blüht der Schleichhandel, sodass verlangt wird, jedes Herumreisen der Pferdehändler im Lande zu verbieten (4. I. 94).

Am 17. I. 94 befiehlt Bern die Zählung aller noch vorhandenen Pferde. Der Bandelier des Prévôté von Moutier-Grandval als mit Bern seit dem 15. Jahr-hundert verbürgrechtet, schreibt am 7. I., er hätte das französische Pferdedepot in Tavannes aufgehoben, um Bern entgegenzukommen. Am 27. I. verbietet auch Solothurn auf Drängen Berns jeden Pferdehandel im Lande. Jetzt gehen die Pferde über Ste. Croix; der Landvogt meldet, es seien bis 31. I. 1600 Pferde auf Schleichwegen hier durch passiert. Am 10. II. befiehlt die Kriegskanzlei Bern, je Posten von 12 Mann aus dem Regiment Wattenwyl nach Mett und an die Sand-brücke; später kommen solche dann an alle Strassen zur Verhütung der Pferde-ausfuhr.



R. Volmar, Bern, Zeichnung des spanischen Schimmelhengstes, der in Erlenbach, Ins und Heimenhausen von 1803 an deckte.

Am 24. Februar 1794 ist die Pferdezählung Berns vollbracht. Es sind mindestens 15,000 Stück ausgeführt worden. Es bleiben noch zurück:

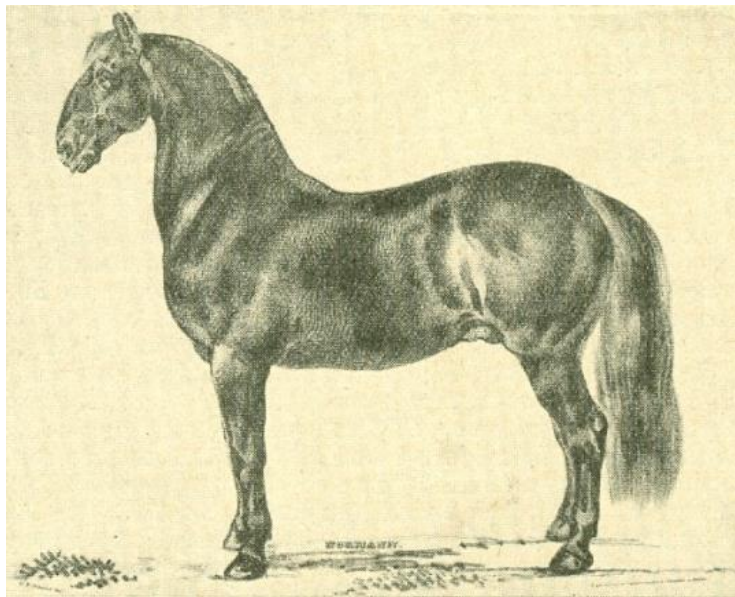
Fohlen von 1-2 Jahren	8,070 Stück
Mutterstuten tragend und säugend	14,635 Stück
Gebrauchspferde von 2-8 Jahren	7,929 Stück
Pferde von über 8 Jahren	<u>5,154 Stück</u>
Summa	35,788 Stück

Brauchbar seien davon im Maximum nur noch 18,565 Stück.

Gewisse Gegenden hatten zwar jetzt noch viele Pferde, wie z. B. die Landvogtei Trachselwald im Emmental, die nach diesem „Ausverkaufe“ immer noch 1377 Pferde in der Amtszählung von 1796 aufwies.

Die bernische Pferdezuchtkammer schliesst nun damit ihre Arbeit und sagt zum Schlusse, man habe bisher mehr oder weniger die Meinung vertreten, dass unsere Zucht durch fremde Hengste veredelt werden könne, wie dies andernorts mit Erfolg

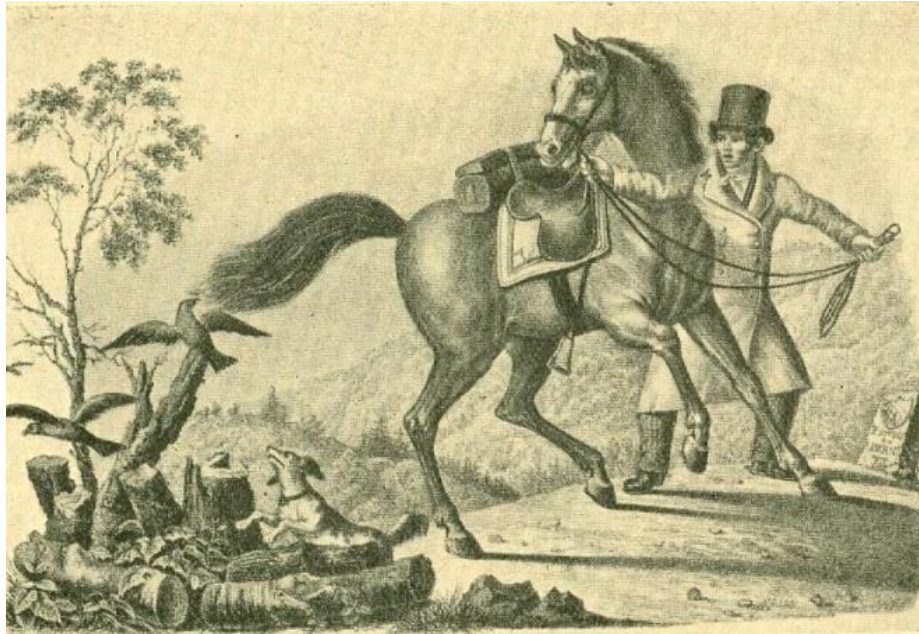
angewendet worden sei. Man könne aber nach einer hundert-jährigen Erfahrung heute sagen, dass nicht eine fremde Rasse uns helfen könne, sondern nur **Auswahl und Zeichnung der einheimischen Hengste und Stuten, also Reinzucht**.



R. Volmar, Bern, Bild eines der zu Anfang des 19. Jahrhunderts importierten Normännerhengste, die im alten Kanton und im Jura benutzt wurden.

Auch mit dem 19. Jahrhundert ist die Glanzzeit der bernischen Pferdezucht noch nicht vorbei, aber sie nähert sich deutlich ihrem Verfall. Derselbe tritt aber nicht ein, solange noch die Nachfrage nach Schweizer Pferden vorhanden war, und diese hörte erst auf mit der Einführung der Eisenbahnen in den umgebenen Staaten. Dennoch haben die napoleonischen Feldzüge den alten Pferde-stamm sehr zerstört, indem alles, was an Gebrauchspferden samt Mutterstuten vorhanden war, bis 1803 verkauft wurde und in den Kriegshändeln drauf ging. Sobald sich der politische Horizont ein wenig geklärt hatte, fingen die Staaten wieder mit der Hebung der Pferdezucht an.

Im Kanton Bern vermochte man in der ersten Zeit nach der Jahreswende 1800 noch nicht viel an Pferdezucht zu denken, denn die Pferdezuchtkammer arbeitete als „Kommission“ erst seit 1804 wieder. Als Konzession an die französische Begeisterung wurden 6 Normännerhengste und 12 Stuten aus Frankreich eingekauft, über deren Ausfuhrerlaubnis nach Bern noch ein eigenhändiges Dekret Napoleons vorliegt. Bei Gelegenheit wurde dann 1803 der **spanische** Schimmelhengst des Herrn Landammann von Reding in Schwyz angekauft. Der Hengst wurde zuerst in Erlenbach zwei Jahre placiert und am 6. Juni 1805 sagt der Bericht der Kommission, dass er für die Springzeit nach Ins verlegt worden sei, wo die dortige Rasse aus dicken, schweren, niedrigen Pferden bestehe, von welchen vorzüglich Kopf und Hals zu kurz und fehlerhaft sind. Da dieser Hengst aber diese Eigenschaften besonders vollkommen besitzt ... „erwartet man beträchtlichen Nutzen“. Die Meisterhand Volmars hat diesen Hengst im Bilde festgehalten (p. 83).



Emmentaler Stute und Geschäftsreisender auf dem Wege nach Bern.
Aus Schinz, Naturhistorische Abbildungen 1824, Tafel 143

Die Produkte der ersten Generation waren noch sehr schön, die Kommission sagt sogar, dass, als der 3 Jahre in Ins stehengelassene Hengst 1809 nach Heimenhausen verbracht wurde, „von den im Seeland erzeugten Fohlen mehre-re sehr schön ausgefallen sind“, besonders hätten einige neuenburgische Besitzer in Ins Fohlen erhalten, „die unter die kostbarsten Pferde können gezählt werden“. Dann wurden halbspanische Hengste im Seeland aufgestellt, aber wie wir später hören, ist es dadurch mit den schönen Produkten dort vorbei. Nun hoffte die Kommission Gutes von den **Normännern**. Ausser den anfänglich importierten wurden 1822 nochmals drei Hengste eingeführt. Von diesen stand „Achilles“ in Langnau, „Hector“ in Schwarzenburg (Kalchstetten). Von 1818 bis 1823 wurden dann dreizehn Normännerbastardfüllen im Lande angekauft und aufgestellt. Doch sagte die Kommission schon 1821, die Abkömmlinge der Normännerhengste haben nicht den Erwartungen entsprochen, sie wurden beinahe durchgehend sehr hoch auf Beinen und stark, allein mit einigen Ausnahmen zu eng von Brust und fehlerhaft im Gang“.

Diese gleichen Erfahrungen wurden auch im waadtländischen kantonalen Landgestüt „Les Croisettes“ gemacht, von dem **Levrat** 1831 berichtet (Zeitschrift f. Gestüte, Bern 4. Heft, 76-84), dass die Normänner infolge ihrer zu hohen Statur bei der Paarung mit unseren Landstuten, die von kleiner Statur seien, im allgemeinen mehr **hochbeinige** auseinandergezernte Tiere ergäben.

Schon 1808, 27. Juli, unterbreitet die Kommission der Regierung folgende Ansichtsäusserung über die bernische Landesucht im alten Kantonsteil, die ich etwas gekürzt wiedergebe:

Man könne im Kanton Bern infolge der so verschiedenen Beschaffenheit unserer Zucht in dieser oder jener Gegend Pferde allerbesten Art haben, daher kämen beständig Pferdehändler zum Ankauf bald dies, bald jenes Schlags; bald verlange man grosse, bald kleine, bald schwere, bald leichte, bald werden diese, bald jene gesucht. Fände sich nur **eine** Art im Kanton, so würden die Händler bald ausbleiben und die Anzahl der Käufe vermindert und der Handel geschwächt, ohne dass der **Mehrwert an grösseren und schöneren** Pferden für den Abgang hinlänglicher Ersatz wäre.

Auch die **Qualität des Landes widersetze sich einer einheitlichen Rasse!**

Im Seeland würden die Emmentaler und Siebentaler bald nicht mehr erkenntlich sein und umgekehrt würden die Seeländer auf den fetten und trockenen Weiden jener Gegenden bald ihre jetzigen Vorzüge und Eigenschaften ebenfalls verlieren.

Es seien jetzt drei Hauptschläge im Kanton: 1. Die grosse Emmentalische Rasse. 2. Die Siebentalische, Längenbergische, Schwarzenburgische und leichte oberaargauische Rasse. 3. die kleine, aber „besetzte“ Seeländische.

Jeder der genannten drei Hauptschläge sei das Erzeugnis des „dasigen“ Bodens, Klimas, Weide, Futter und Gebrauchs. „Jede dieser Racen in ihrer Art zur grösstmöglichen Vollkommenheit zu bringen, ist der Grundsatz, den die Commission angenommen hat.“

1822 war die Zucht doch ganz glänzend im Emmental. „Noch nie sind so viele Stuten und Fohlen von solch gutem Schlag auf den Schauen erschienen, speziell in Biglen.“ Das Oberemmental habe eine ganz „vorzüglich verbesserte Zucht.“ In Lützelflüh aber nehme es schon ab. 1828 geben die Rapporte der Kommission an die Regierung eine sehr wertvolle Schlussfolgerung. Es hat über dreissig Jahre gebraucht, bis diese demokratische Pferdezüchtungskommission auf dem **gleichen Standpunkt** angelangt war wie die frühere aristokratische Pferdezüchtungskammer des alten Bern vor der Revolution. Es heisst nämlich hier: Nachdem die Kommission nun so viele Jahre Kreuzungsversuche gemacht habe, müsse konstatiert werden, dass die Abkömmlinge solch gekreuzter Rassen meistens schon von der ersten, viel mehr aber von der zweiten Generation an gänzlich ausarten und über ausfallen. Daher sie die **Untauglichkeit dieses Kreuzungsverfahrens** vollkommen überzeugend, weshalb die Kommission zu dem Verfahren zurückkomme **nur inländische, vorzügliche Hengste und Stuten**, die im Lauf der Zeit bei den Pferdezeichnungen vorgestellt würden, **auszuheben und zur Zucht zu benutzen**.

Die Pferdezüchtungskommission erzählt ferner: (Juni 1831, pg. 280) „Während der französischen Herrschaft über Italien wurde der grösste Teil der im Kt. Bern erzeugten Pferde nach Italien verkauft, allwo selbige sowohl für Luxuspferde, Postpferde als auch für Remonten von Chasseurs und Dragonern ihrer Dauerhaftigkeit wegen sehr beliebt waren, die weniger tüchtigen konnten noch als Bauernpferde zum Reisdreschen abgesetzt werden, alles aber Pferde vom **leichtern**, oder dem sog. mayländer Schlag.

Der leichte Absatz von solchen im Verhältnis höheren Preisen **verdrängte** nach und nach die noch in einigen Teilen des Kantons bestehende **grosse schwere Pferderasse**, welche wegen ihres starken Knochenbaus für Schiff- und Brancard-Pferde nach Frankreich abgesetzt wurde.“

Von dieser, als Wifflisburger oder Freiburger Rasse, die sich aus dem schweren Seeländerpferde gebildet hatte, sagt die Pferdezüchtungskommission: (pg. 203) „Gleichzeitig wurde dazu geschritten, die sehr knochigen und robusten, aber allzu kleinen Pferde des Jura und des Seelandes durch Paarung mit den grösseren Hengsten aus den Freibergen oder der Franche-Comté oder dem grösseren Freiburger Schlag zu gesuchter Handelsware, als eigentliche Zugpferde zum Warentransport zu Wasser und zu Lande umzubilden und dieselben mit verbessertem Gangwerk und Vorhand zu anderweitigem Gebrauch auch beliebt zu machen. Diese Zwecke zu erlangen wurden hauptsächlich die Prämien für Hengstfohlen erteilt, um eine grössere Auswahl junger Hengste zu erzielen mit verhältnismässig niederem Kostenaufwand.“

Hinsichtlich des Schlages aber – und dies war ein grober Fehler, den die Kommission beging – sei derjenige zu fördern der der **jeweiligen Nachfrage** des **Auslandes** am besten entspreche.

Die Exporte nach diesem Auslande, von dem alles in den Berichten erfüllt ist, waren in der Tat gross. Nicht nur wurden schon ausnahmsweise der königl. sardinisch-savoyischen Regierung bewilligt auf Veranlassung des Ministers Grafen de Vallaire, dass sie ihre Artillerie mit berner Pferden mehrfach remon-tieren dürfe, (so 1815, 1816 etc.) sondern die damaligen Zeitschriften geben an, dass im Winter 1830/31 bloss aus dem alten Kanton Bern 9-10'000 Pferde zur Berittenmachung der französischen Gendarmerie und für den französischen Train aufgekauft wurden und dabei war im Kanton Bern samt Jura laut Zählung von 1830 der Pferdebestand schon auf 34'637 Pferde insgesamt gesunken. Davon seien z. B. aber Anfangs März 1831 nochmals 3000 Stück nach Frank-reich speditiert worden.

Wenn man nun bedenkt, dass auch **Gazzola** (Jppologia, Firenze 1837) von den Ankäufen der Schweizerpferde dasselbe sagt, so braucht man sich nicht zu verwundern, dass in den vierziger Jahren schon nichts rechtes mehr im Lande war, da die demokratische Regierung eben nicht mehr wie die frühere die Zucht scharf kontrollierte und rasch den Export verbot, Zuchtvorschriften erliess etc. Gazzola schreibt: „Der Kanton Bern ist der Teil der Schweiz, wo gegenwärtig die Pferderasse am besten besorgt und verbessert ist. Das schweizerische Pferd ist am besten an die Feldarbeiten gewöhnt, zu welchem Zwecke Italien diese in **grosser Menge** jedes Jahr kauft und auf diese Weise zu einem schwer **erträglichen Tribute** gezwungen wird.“ Auch **Tommi-Bruschieri**, (Razze cavalline, Siena 1860) sagt, dass die heutigen **oberitalienischen Pferde aus Schweizer Blut**, mit etwas arabischem und etwas normännischem beständen, und dass schon **Toggia** in seinem „Trattato delle cavalle“ erwähne, die Fürsten des Hauses Savoyen hätten nur schweizerische Hengste in ihren Gestüten gehabt, und später französische, sowie erst unter Graf di Roburent dann Araber, Berber, Türken, Spanier etc. benutzt worden seien.

Ganz anders verläuft nun die Entwicklung im **Fürstentum Basel**, das nun mit dem Jahre 1793 glücklich Frankreich als „Departement Mont Terrible“ einverleibt, da dies aber sich nicht rentierte, einfach dem Elsass, „Departement Haut-Rhin“ am 17. III. 1800 angegliedert wurde.

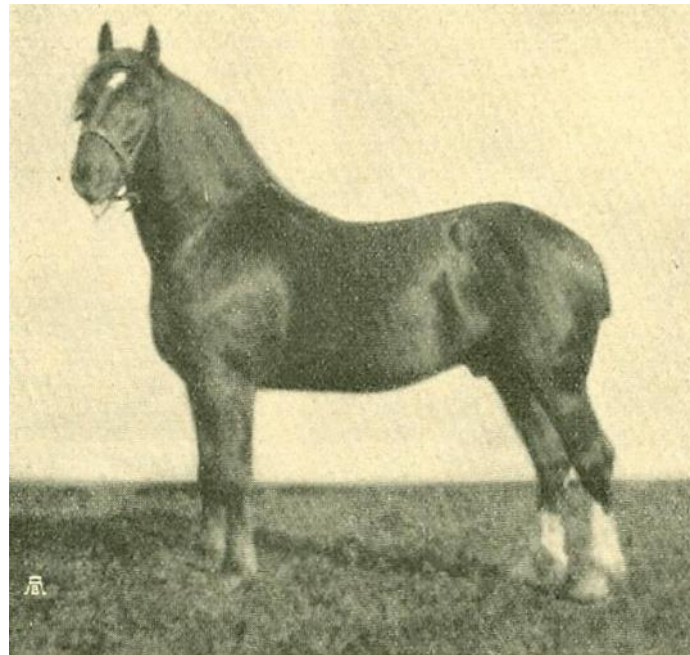
Mit dem Jahre 1809 erst beginnt sich die französische Regierung um die jurassische Pferdezucht zu kümmern. Die liasse 18. Police rural, Haras Impérial, enthält darüber folgende Originale: Am 10. III. 1810 teilt der Präfekt des Haut Rhin dem Unterpräfekten von Pruntrut mit, dass vier Hengste des Strassburger Depots am 2. April einträfen. Am 7. Juni erkundigt sich der gleiche Herr nach dem Resultate der bisherigen ersten Sprungperioden 1809 und 1810 im Jura. Darauf erwidert der Unterpräfekt am 27. VI. 1811, dass in der Ajoie nur 6 Stuten zugelassen worden seien, 4 in Pruntrut und 2 in Alle. Er fügt bei: „Die Bauern unseres Bezirkes, wo der Pferdeschlag unvergleichlich schöner ist als in den vier andern Bezirken (Colmar, Altkirch, Belfort und Delémont) und 4000 Stuten stehen, wünschen die Sendung anderer Hengste. Man möge ihnen doch solche von brauner Farbe senden, und am besten zwei nach Pruntrut und zwei nach Saignelégier.“ Am 17. März 1812 bittet der Unterpräfekt den Gestütsdirektor in Strassburg direkt um „braune Hengste mit weisser Mähne“ (ein hippologischer Nonsens, da Kohlfuchs mit weissem Schutzhaar, früher oft Schweissfuchs genannt, gemeint ist). Doch war es zu spät, hingegen schreibt der Strassburger Gestütsdirektor dass er auf einem normänner Pferdemarkt (Bernay) passende Hengste für Pruntrut kaufen wollte und zwar hätte er Pferde der Race Cauchoise und aus der Ebene von St. Silvain (Ebene von Caen, Normandie) im Auge die sehr gut zu den Stuten ihres Bezirkes passen würden.“ Leider aber habe der Minister die Kredite hierzu nicht

gewährt. Am 12. VI. 1812 rapportiert der Unterpräfekt von 35 Stuten, die man letztes Jahr zugelassen hätte, seien nur 4 Fohlen gefallen. Ausserdem seien viele Stuten in Bure, Courgenay, Miécourt, Charmoille, Bonfol, Beurnevesin, Coeuve, Courtemaiche etc. gedeckt, aber von Fohlen habe er nichts gehört. Der Gestütsdirektor beklage sich, dass die Bauern dieser Gegend keinen Geschmack an seinen Hengsten fänden, aber er wiederhole: „Die Bewohner dieser Gegend wünschen sehr, Hengste zu erhalten, aber stärkere und von brauner Farbe.“ 1813 meldet am 4. März schon der Gestütsdirektor in Strassburg, dass 3 Hengste für Pruntrut und Saignelegier gesandt werden, die am 19. ankämen. Der Unterpräfekt stürzt sich in Kosten und lässt ein Plakat drucken, dass drei „der schönsten und schwersten Hengste des Strassburger Depots eintreffen und bei Bierbrauer Rödel im Faubourg St. Germain in Pruntrut aufgestellt würden. Die Bauern seien eingeladen diese günstige Gelegenheit zu benutzen und die einheimische Rasse zu verbessern, die beginne sich durch die gewöhnlich benutzten Hengste und **besonders** durch den **Mangel an Kreuzung** zu verschlechtern.“

Wenn gute Resultate da seien, so würde er Seiner Exzellenz dem Minister Prämiierungen vorschlagen. Die Erfolge, die der Unterpräfekt, der inzwischen gewechselt hat, am 6. August 1813 rapportiert, sind: Der Hengstwärter habe das Kontrollbuch liederlich geführt, der Erfolg sei sehr unter dem, was man erwarten könne, in einem Lande wo es so viele Stuten gebe wie hier, Weiden und Kunstwiesen. **Es handle sich daher nicht darum**, die Landesrasse nur durch Regierungshengste zu **kreuzen**, sondern man müsse auch im **Land selbst Zuchthengste auswählen**. „Sie würden weniger von der kleinen Zahl der zugelassenen Stuten erstaunt sein, wenn Sie (es ist auch ein neuer Präfekt) wüssten, dass seit 4 Jahren Regierungshengste hier decken, aber noch nie mehr als 7-8 Fohlen hinterlassen haben, denn sie waren zu alt und ausgenutzt. Aus Furcht wiederum betrogen zu werden, wollten die Bauern ihre Stuten nicht mehr senden. Auch die neuen Hengste haben noch nicht die gewünschte Stärke.“ Die Verbesserung der Zucht seines Bezirkes scheine aber so sicher, dass er sich stark damit beschäftigen wolle.

Doch war dies nicht mehr nötig, denn hier schliesst die französische Zucht-leitung, indem im gleichen Jahre die Alliierten durch das Bistum gegen Napoleon zogen und am 27. I. 1814 die Regierung des Barons Andlau-Birseck bis 23. VIII. 1815 begann, an welchem Datum das Bistum dem Kanton Bern angegliedert wurde. Schon am 14. II. 1816 geht das erste Zirkular der bernischen Pferdezuchtkommission an die Oberämter des Jura ab: Weil im alten Kantone der Erfolg der Hengsten- und Stutenzeichnung und Prämiierung so günstig sei und „die Verbesserung der Rasse und der Verkauf ins Ausland immer mehr und mehr zunehme und wirklich einen bedeutsamen Erwerbszweig für den Kanton ausmache, so möchte die Kommission auch die neuen Amtsbezirke dieser Segnungen teilhaftig werden lassen, um der Pferdezucht daselbst aufzuhelfen“. Man bitte, damit man richtig vorgehe, um genaue Prüfung der Verhältnisse und Vorschläge. Diese laufen ein, werden verdankt, und besonders aus Delsberg hat Dr. med. **Bussignot** einen kompetenten, ganz hervorragenden Bericht geschrieben, dem die Kommission ganz nachleben wolle und bittet, man möchte ihr vorschlagen, was dem Verfasser für eine „angemessene Rekompens“ zu erteilen sei. Dieser Bericht wurde durch C. von Hochstetter, den bernischen Stallmeister, in einer Denkschrift publiziert, der ich folgendes entnehme: Die Delsberger Pferde seien zu klein und überbaut, mit schwerem Kopf und plumper Kruppe. In der Ajoie sehe man seit der Franzosenherrschaft nichts mehr als kleine Pferde (*dégradés et avilis*) deren 6-8 nötig seien, um einen Pflug zu ziehen und die man in der Nacht gleich Schafen einschliesse und am folgenden Tage weiden lasse. Heute, unter dem Einflusse der Berner Zucht hätte man hier jedoch schon Pferde von 1,51-1,54 m Höhe. Das Schlimmste sei die „liederliche Zucht und Behandlung“, die im

Jura herrsche: 2jährige Tiere würden schon zu schwerer Arbeit gebraucht und dabei würden schon zweijährige Stutfohlen zur Zucht verwendet. Der Hauptfehler sei, dass meist zweijährige Hengstfohlen als Deckhengste figurieren, und daher müsse die bernische Regierung unbedingt



Hengst „Kilo“, Vertreter des schweren Juratyps. Vaillant-Familie, von Dublin aus Souris

folgende Punkte regeln: 1. Naturgemässe Behandlung der Fohlen. 2. Verbot Fohlen vor dem 2. Jahre einzuspannen. 3. Einfuhr guter Zuchthengste. 4. Zeichnungs- und Prämiierungssystem. 5. Väterliche und entgegenkommende Regierung.

*Die Schauen und Prämiierungen beginnen nun mit 1817. Die Kritiken sind sehr interessant. Es seien zirka 4000 Stuten in allen vier Ämtern da, auf den Bergen sei infolge Futterüberschusses das Pferd schwerer als im Tale, aber der Schlag sei einer Verbesserung sehr bedürftig, denn es fehle an guten Zuchthengsten weit mehr als in den andern Kantonsteilen. Da aber genug gute Zuchtstuten vorhanden, so scheine ja der Fall sehr leicht, nicht so wie in manchen Teilen des alten Kantons, wo die Zuchtstuten verkauft und daher selten seien. Zu tadeln sei am Jurapferd die zu dicken, schweren und hässlich gebauten Köpfe mit Hängeohren und Fettaugen, kurze Hälse, Senkrücken und abschüssigen Kreuze, wenig sehnige, sondern fleischige Beine mit Fussgallen und mit allen Gebrechen der Gelenke und Hufe, die es gebe; zu loben seien aber der ganz vorzügliche Ansatz der Glieder und die starken Knochen. „Da diese Hauptmängel an den Zuchthengsten dieser Gegenden nachgewiesen werden können, so lässt sich durchaus an keine Verbesserung dieser Pferdeart denken, wenn nicht **bessere Vatertiere eingeführt** werden.“*

Im nächsten Schaurapporte sagt die Kommission, die Zucht sei eben in den letzten Jahren völlig vernachlässigt, indem die französische Regierung mangels an Aufsicht und Aufmunterung alles versäumt habe; die Gegend sei aber zur Pferdezucht wie geschaffen. Es fehlen wirklich nur gute Hengste, denn die Stuten übertreffen durch ihren musterhaft starken Bau diejenigen der meisten Gegenden des alten Kantonsteils, und die Pferde eignen sich ganz vorzüglich für Gebirgsgegenden. Merkwürdig sei aber, dass man hier alle Farben durcheinander habe, nicht schwarz wie in Bern, „es

erschien bisher an allen Schauen der letzten zwei Jahre **nie** ein schwarzes Pferd, sondern alle braun, Kohlfüchse, Schweissfüchse oder Schimmel“. 1819 findet die Kommission „Da in unserem Lande der grösste Teil alles Pferde-Verbrauches in Pferden von starkem unter-setztem Körperbau besteht, die zu Landarbeit, Artillerie- und Trainbespannung u. dergl. gebraucht werden können, so finden halbfeine Pferde wie jene **Normännerrasse** (die man zur Zucht benutzen wollte) **zu wenig Nachfrage**. Es dürfte daher ratsam sein, für die Zukunft lediglich die Beibehaltung und Fortpflanzung unserer einheimischen Pferderasse zu bezwecken, als dieselbe durch kostspielige Einführung einer fremdartigen Rasse verbessern zu wollen.“ Ferner wird gezeigt, dass die Jurazucht jetzt wieder glänzend gehe, obwohl die Pferde kleiner seien, als die im alten Kantonsteil, aber durch den guten Körper stark und dauerhaft. Der Handel ginge stets nach Frankreich (Franche-Comté) und ins Fürstentum Neuenburg, wo meist Uhrmacher lebten, die sogar ihre Felder selbst nicht bestellten, sondern von Leuten aus dem Petit-Val beackern liessen, die sich aber fast zu Berufs-Fuhrleuten entwickelten, wie die Bauern der Fran-che-Comté.

1821 wird ein 5jähriger Halbblut-Normännerhengst (halb Jura halb Normänner) bei Pierre Schaffter in Delsberg aufgestellt, welchem Hengsthalter der Auf-trag gegeben wird, die besten Stuten zu notieren, die zugelassen werden, damit unter den Fohlen derselben nachher die Kommission aussuchen und kaufen könne, wenn eines als Hengst geeignet erscheine. Daneben stehen überall einheimische Hengste, die aber der Kommission zur Annahme und Bewertung vorgestellt werden mussten. Nun folgen die Berichte über die Zeichnungen in Delsberg, Saignelégier und Pruntrut. Daraus ergibt sich die ständige Zunahme des Interesses der Bauern an den Zeichnungen und die immer vermehrte Auf-fuhr, so dass z. B. in Saignelégier der zur Prämiierung disponible Kredit nicht mehr reichte, da meist höhere Preise gegeben werden mussten. Hingegen wird immer wiederholt, dass zu wenig Hengstfohlen aufgeführt würden, was daher käme, dass infolge Geldmangels die Züchter schon ganz jung dieselben nach der Freigrafschaft verkaufen. Deshalb sollen vom Halbblutnormänner in Dels-berg $\frac{1}{4}$ blütige Fohlen gekauft werden. Auch im Oberamt Pruntrut nahm die Zucht schön zu, so zählte man 1822 dort bloss 3335 Pferde, 1825: 3832, 1827 jedoch 4225, wovon 94 Hengste über 2 Jahre, 756 Wallache, 2446 Stuten, da-von 1515 trächtige und 931 unträchtige, 929 Fohlen.

Die Entwicklung der schweizerischen Zucht ist damit im wesentlichen für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts illustriert. Solange die grossen französischen und italienischen Exportgebiete ständig Pferde bedurften, war es leicht, auch die weniger guten Schweizerpferde an den Mann zu bringen und die Zucht florierte. Aber mit der Konkurrenz der schweren französischen Rassen (Percherons) und dann der Eisenbahnen blieben viele Käufer weg, und nichts konnte mehr den Verfall der Zucht aufhalten, da neben dem Fehlen der seit Jahrhunderten gewohnten glänzenden Nachfrage nunmehr wieder ganz bedenkliche Zucht- und Kreuzungsexperimente gemacht wurden. Vom Waadtland ausgehend, hatte sich 1830 eine „Gesellschaft für Verbesserung der schweizerischen Pferde-zucht“ gegründet, die mit allen Mitteln entgegen den erwähnten Schluss-folgerungen der bernischen Pferde-zuchtkommission für die möglichste **Durch-kreuzung** der einheimischen Rassen eintrat, indem nach der Kreuzungstheorie des damals grössten Naturforschers, des französischen Grafen **Buffon**, das Modell des Schönen und Guten nur durch Mischung erreichbar sei. Prof. **Anker**, der Vorsitzende der Berner Sektion dieser Gesellschaft, trat in einer Reihe von Vorträgen energisch für Kreuzung der Pferde, wie des Rindviehs ein. Im Gegen-satze zu seinem Kollegen Prof. **Rychner**, der durch Reinzucht und Prämien zu guten Resultaten kommen wollte, behauptete er in vielen Vorträgen, die im Waadtland ebenfalls Anklang fanden, dass „die wahre

Verbesserung der Schweizer Pferde nicht durch einheimische Tiere erfolgen könne, sondern nur durch fremde Pferderassen“. So fanden denn ausser dem arabischen Hengste des Herrn de la Rue in Genf, zwei englische Halbblüter, ein Bretagner, ein Percheron, ein Normänner aus dem Cotentin und einer aus dem Pays de Caux ihren Weg nach der Schweiz, alle starken Zugschlages, um 1,70 m hoch. Schliesslich drang aber doch nach diesen Jahrzehnten der Bastardierung wie-der die Reinzucht durch, doch leider erst, als es zu spät war, und die Eisenbahnen auch in der Schweiz eingerichtet wurden.

Wohl blieben noch bis gegen 1850 die bisherigen Käufer in Frankreich und Italien dem Schweizer Pferde treu, aber durch die Ausdehnung der Eisenbahn-netze ging Jahr für Jahr ein Absatzgebiet nach dem andern verloren und das Interesse bei unsern Bauern schwand, weil sich glücklicherweise gerade in dieser Zeit die Rindviehzucht und ihre Absatzmöglichkeiten verheissend entwickelten.

So rasch wie die Erfolge unserer Pferdezucht ist selten etwas vergessen worden. Man sah nur die verkehrte vielköpfige und vielsinnige Leitung der Zucht, Staat und Private im Widerspruch gegeneinander. Die grosse Vergangenheit war rasch vergessen und so kann, wenn 1857 noch **Jahn** (Chronik pg. 320) sagt: „Der Pferdehandel ist sehr beträchtlich und die Emmentalerbauern wissen ihre Pferde nicht nur gross und stark zu ziehen, sondern ihnen auch die Eigenschaften zu geben, dass sie zu jedem Gebrauche abgerichtet und dauer-haft sind, daher auch zu den besten Schweizerpferden zählen,“ schon 1862 in der „Schweiz. Bauernzeitung“ (15. März Nr. 11) aus Luzern ein Artikel er-scheinen, wo es heisst: „Meines Wissens ist bei uns **noch nie und nirgends rationelle Pferdezucht** getrieben worden.“ So kurz ist das Gedächtnis und so wenig brauchte damals ein Autor „Über die Hebung der Pferdezucht“ zu wissen!

Wenden wir uns nun den Rassen zu, wie solche von den Autoren geschildert wurden.

Schinz, (Naturgeschichte 1824, pg. 302) „Das schweizerische Pferd ist gross, stark, muskulös; der Kopf stark, die Nase stumpf, die Seiten abgerundet; das Kreuz breit; die Beine stark und gut behaart; die Farbe schwarz oder braun. Es sind vortreffliche Wagen- und Kutschenpferde, oder für die schwere Kavallerie, wozu sie ins südliche oder östliche Frankreich vorzüglich eingeführt werden. Sie zeichnen sich besonders vor den schwäbischen Pferden aus durch stärkere Knochen, breitere Brust und Kreuz und viel mehr Dauer und Stärke im Zug. Sie laufen zwar weniger leicht als schwäbische und gemeine deutsche, ziehen aber bei weitem schwerere Lasten. Gute Reitpferde sind sie im allgemeinen nicht, sie sind zu schwer. Man hat die Zucht in einigen Kantonen durch spanische Hengste zu verbessern gesucht. Im Kt. Bern, vorzüglich im Emmental, fallen die schönsten gepaarten Kutschpferde, welche oft nach Italien und **England** wandern. Freiburg hat die stärksten, dauerhaftesten und von kolossalen Formen, welche besonders zum Schiffziehen an der Rhone gebraucht werden.“

Ithen (Chur 1829), erzählt zuerst (pg. 2), dass nun auch **Deutschland** in den Kreis der Käufer der schweizer Pferde eingetreten sei, die Pferdezucht aber leider ihre alte Güte infolge der napoleonischen Kriege verloren habe. Früher im 17. Jahrhundert hätte sie im allgemeinen in hohem Rufe gestanden, aber 1800, 01 und 02 seien so viele Pferde in der Schweiz zusammengekauft worden, dass sicher in der ganzen Schweiz nicht 200 von altem gutem Schlage übrig geblieben seien.

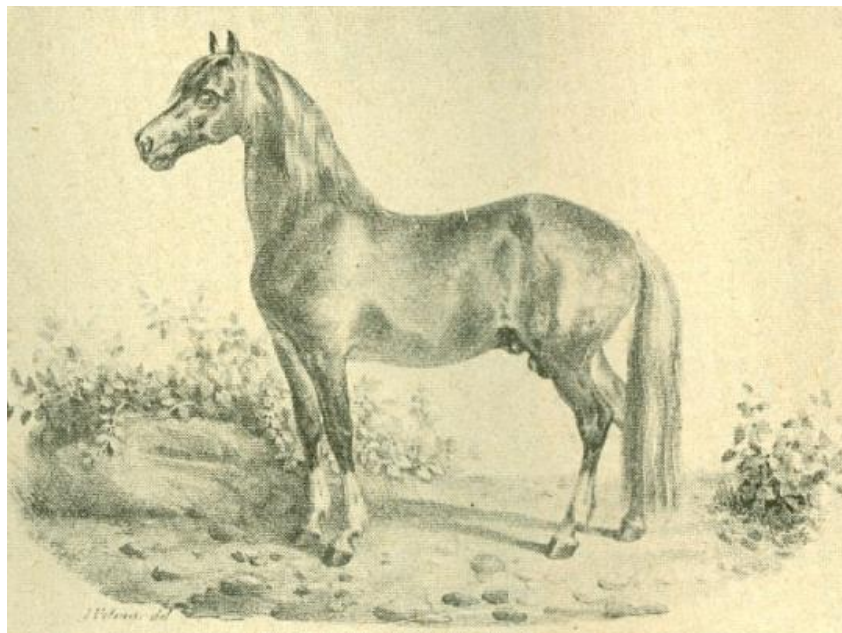
Man unterscheide heute vor allem **Berner Pferde**, die gewöhnlich Rappen oder Braune, selten Schimmel oder Fuchsen, nie Schecken seien, von sehr schönem „ins Taillie fallenden Körperbau, sind gut aufgewachsen, haben breite Brust, aus der der Hals in Verbindung mit dem etwas starken Widerrist gut proportioniert hervorkommt,

ohne Speck- oder Schwanenhals zu bilden, und sich mit einem mageren kleinen Kopf, der breiten flachen Stirn, hervorstechende feurige Augen, etwas wenig von der sogenannten Ramsnase verbindet; die hintere Kinnlade ist weit und stark, doch nicht fleischig, sondern was man gewöhnlich gute Fresser heisst, ihr Rücken ist gerade, mit einem etwas gewölbten Kreuz mit gut angesetzter Kruppe, sehr beschossen in den Hungergruben, und gerade, gut gebildete Vorder- und Hintergliedmassen. Ein guter, schöner Huf unterstützt die ziemlich freie Bewegung.

Freiburger und Waadtländer Pferde sind etwas stärker, haben breite Kreuze, etwas abgeschleifte Kruppe, gedrunghenen Leib, grobe Gliedmassen, fleischigen Leib, mit starkem Schweife und Mähnen, mit grossen Hufen. Sie besitzen viel Ausdauer und Kraft.“

Über diese letzteren Pferde erzählt 1830 v. **Hochstetter** folgendes: Alle Samstage werde in **Lyon** ein Pferdemarkt abgehalten, der von der Schweiz mit Freiburgern und Seeländern befahren werde und die Rhoneschiffpferde liefere. Diese seien nur 1,35-1,44 m hoch, mit kleinem Kopf, starkem, wohlgewölbtem Hals, rundem Leib und fleischigem Kreuz, die Glieder stark mit Haaren behängt, aber **dünn** im Verhältnis zum Körper, mit breiten und flachen Hufen. (Preise damals 800-1200 Fr. 5 Jahre alt.) Wenn die Dampfschiffahrt auf der Rhone und Saône eingeführt werde, dann müsse die Verwendung dieser Pferde fehlen und die Art aussterben. Solche Pferde können nur auf sehr ergiebigen Weiden gedeihen und nur für Schiffszug dienen. Die Post-, Diligence- und anderen Fuhrpferde gehören alle zu derselben, aber doch in Grösse und Beileibtheit verschiedenen Rasse. Diese letzteren Pferde liefere die übrige Schweiz und das Franche-Comté, meist hellbraun usw.

Die schweren Zugpferde waren es, die seinerzeit im Kanton Zürich den Herren Prof. Dr. Köchlin und K. Wirth (1831) als Grundlage für eine **zürcherische** Zucht vorschwebten, sie schreiben Seite 113: „Die grossen, schweren Zugpferde sind für unsern Kanton Bedürfnis. Die Berner Pferde werden bis 1,65 hoch, mit kurzem, dickem Körper, starken Schenkeln, breiter Brust, geradem Rücken,

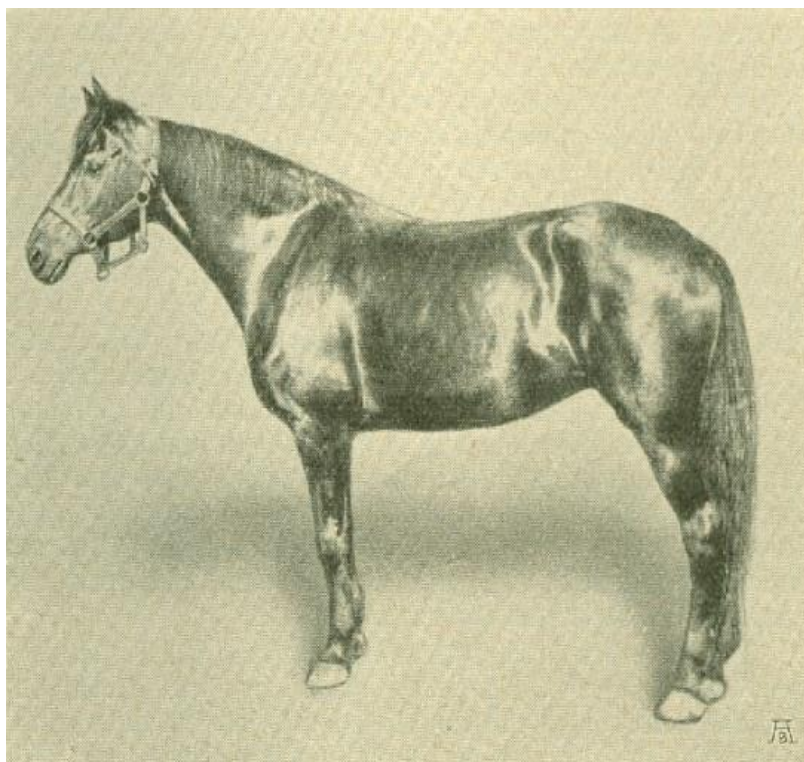


R. Volmar, Bern. Typus des bernischen Halbblutpferdes aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, nach Schinz, Naturgeschichte 1840

gespaltenem Kreuz. Eine beträchtliche Anzahl derselben wird jedes Frühjahr mit 12-30 Louis d'ors das Stück nach Frankreich verkauft, teils zum Recken der Schiffe, teils zum schweren Fuhrwesen, und es scheint die Dampfschiffahrt und die 40 Fr. Eintrittszoll, die das Stück bezahlt, dem Absatz keinen Eintrag getan zu haben.“

Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf die **Freigrafschaft** und Frankreich überhaupt, das als Abnehmer der schweizerischen Pferde einen grundlegenden Einfluss auf unsere Zucht ausübte. Von der Freigrafschaft schreibt 1777 der Gestütinspektor **de Forno** (Arch. Nat. II. 724): „Alles ist Karrer (Voiturier) in diesem Lande, es ist selbst die Einnahmequelle der einfachen Privatleute.“ Besonders berühmt waren die „Thiérachiens,“ die das ganze Jahr von Markt zu Markt bis zum Mittelmeere fuhren, und denen nach 1787 am 3. März ein Parlamentsedikt in ganz Frankreich das Weiderecht auf allen gemähten Wiesen, Ackerbrachland und längs den Strassenrändern zusprach. So sehen wir bis zu dem Momente der Einführung der Eisenbahnen ganz Ostfrankreich von Strassburg bis gegen Toul und abwärts zum Mittelmeer immer von den Fuhrleuten der Franche-Comté mit Schweizerpferden befahren.

R. Musset (L'élevage du cheval en France, Paris, 1917) gibt nach den Angaben von Lullin de Chateauvieux (Paris 1843) ein Kärtchen der Verbreitung des Schweizerpferdes als offizielles Postpferd noch von 1825-1845, worin er den Teil schraffiert einträgt, den die Zuchtkrise und erwähnten Irrtümer zu Gunsten der Percherons verlieren liess.



Erlenbacher Mutterstute, eidg. prämiert, mit etwas anglo-normänner Blut, nach Photographie. Ende des 19. Jahrhunderts.



R. Koller, Zürich

Ölbildnis eines mittelschweren schweiz. Pferdes aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

Die Entstehung der schwersten Typen des Schrittpferdes ist enge verknüpft mit der Verbesserung der Strassen und den Vorschriften über die Bespannung. Denn schon von 1724 an häuften sich in Frankreich die Edikte über die Anzahl von Pferden, die an den Wagen gespannt werden durften, damit die Strassen nicht zu sehr abgenutzt würden. Später wurden dann die Radbreiten und die Maximalbelastungen vorgeschrieben und die Folge war, dass sich eine Umwandlung der Pferde entsprechend der Last der schweren meist nur zweirädrigen Karren vollzog, da man nun grössere und schwerere Pferde verlangte. Als dann mit den Napoleonischen Zeiten in Frankreich, wie auch in der Schweiz, in Deutschland, Österreich und Italien eigentlich moderne Landstrassen angelegt wurden, die bis dahin nicht oder nur vereinzelt existierten, wie z. B. bei Bern die stolzen Strassen der Umgebung und die Strasse Bern-Murgenthal, die von der Weltmachtpolitik des alten Berns zeugen, entstanden erstmals mehr und mehr die Mastformen der heutigen Schrittpferde in Belgien, im Boulonnais und in der Bretagne; der Percheron bleibt noch mehr ein Kürassier- und Postpferd bis gegen 1875. Die nun glatten Strassen ermöglichten schwerere Lasten, und so hören wir, dass bis 6500 kg auf einen Wagen geladen wurden, lange Wagenarten und lange Wagenzüge ständig zirkulierten. Mit dem damaligen Aufkommen des Kunstfutterbaues auch bei uns gelang es besser, die Pferde schwerer zu machen und so sehen wir, dass z. B. in der Franche-Comté mit 1833 die Pferde dicker und durch bessere Nahrung und Kreuzung mit Boulonnais und Percherons sich verändern, sodass sie sowohl noch als gute Traber und Postpferde von 1,49-1,63 m Höhe, als auch in den Grössen von 1,42-1,52 m als schwere langsame Zugpferde vorkommen, und dem Jura Konkurrenz machen. Die Franche-Comté, die bisher ein „pays d'éleveurs“ war und die Fohlen ganz jung im Jura kaufte, verwandelte sich nun in ein „pays de naisseurs“ und ward vom Kanton Bern mehr und mehr unabhängig.

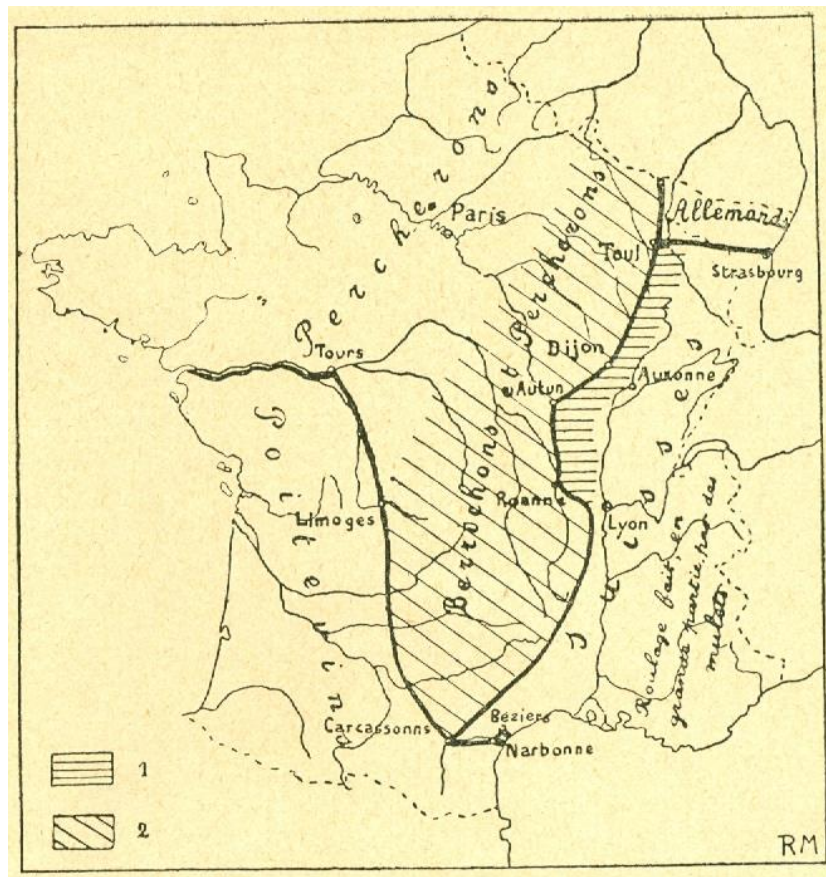
Die Nähe der Freigrafschaft hat seit dem 17. Jahrhundert nach dem 30jäh-rigen Kriege die Zucht des Jurapferdes entscheidend beeinflusst, sie ist die Ursache, weshalb wir schon zu den Zeiten der Bischöfe und der bernischen Kommission fast

keine Fohlen, namentlich Hengstfohlen mehr im Lande finden. Der Jura und namentlich die Ajoie und die Freiberge waren eben bisher das „pays des naisseurs“, wo die Fohlen geboren, aber alsbald zu den „éleveurs“, den Aufziehern in die Freigrafschaft verkauft wurden. Die alten Comtoispferde waren klein, 1,50 bis 1.60 m hoch, lang im Rumpfe, mit dünnem Halse, dünnen Beinen, abschüssiger aber breiter Kruppe, schwarz oder braun von Farbe, weniger schön als die Boulogner, jedoch billiger (Gayot, Les chevaux de trait français 1887, 286. Laborde, Chevaux comtois, Argus d. Haras 1843 II, 557).

Bald hören wir auch von **Hochstetter**, dass „die schweren Müllerpferde für Rhone-Schiffzug und Roulage gänzlich aufgehört haben im Handel. Das ganz südliche und östliche Frankreich liegt in völliger Erstarrung danieder, die grosse Krise erwartend, deren Entscheidung aller Augen zugewandt sind.“

Diese Krise war nach der Julirevolution und Thronerhebung Louis Philipps vor dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufleben. Da dasselbe aber die Ausdehnung des Eisenbahnbaues in allen Ländern brachte, so war es in keiner Weise der Pferdezucht günstig, wie denn die 1865 veranstaltete „Schweizerische Pferde-ausstellung“ in Aarau ein betrübendes Bild der einstmals so hohen Zucht enthüllte. Was nunmehr geschah, ist von zahlreichen Autoren, von denen ich vor allem F.Müller, Markwalder u. Gräub nenne, geschildert worden, sodass ich meine historische Skizze der bisher unbekannten Zeiten hier beenden kann. Nur etwas möchte ich noch hervorheben, um zu zeigen, wie wertvoll es doch ist, Schritt für Schritt durch exaktes Quellenstudium der Entwicklung der Zuchten nachzugehen, das ist zunächst die Bemerkung Prof. Dr. **Zanggers** (1865. Die Pferdezucht in der Schweiz, I, 7), die Erlenbacher seien spanischer Herkunft, wozu die Erklärung beigefügt wird: „Von den Besitzungen Spaniens, die sich bis ins Wallis erstreckten, konnte leicht ein Einfluss ins Berner oberland hinüberwirken.“ So entstehen gerade die verschiedenen „Sagen“; denn wir sahen genau, dass die spanische Herkunft der Erlenbacher durch den spanischen Hengst des Marschalls von Reding 1803-1805 und die davon gefallenem halb-spanischen Bastarde bewirkt wurde. Ohne Kontrolle war aber selbst ein bedeutender Gelehrter wie Zangger bereit, gleich „uralte spanische Einflüsse vom Wallis her“ anzunehmen, während die spanische Einmischung damals bloss erst sechzig Jahre alt war.

Ferner sehen wir aus der Tatsache des vollständigen Verschwindens des alten Wiflisburger-Freiburger Zugschlages, des Erlenbachers und der Veränderung, die die modernen Jurapferde aufweisen, dass doch die sogenannte „Stammes-geschichte der Haustiere,“ wenn sie nur prähistorische und älteste Zeiten umfasst, für die Beurteilung der heute existierenden Rassen nur geringe praktische Bedeutung besitzt, denn jene Rassen können in Gebieten alter Geschichte und Kultur durch fremde, eingeführte, vollständig ersetzt worden sein, es ist daher nötig, die ganze Rassengeschichte aller Zeiten zu verfolgen, bevor ein abgeklärtes Urteil möglich ist.



René Musset. Karte Frankreichs mit Angabe der Verbreitung der französischen Postpferde nach Rassen. Die Schraffierung 1 zeigt den Verlust, den die Schweizer Pferde von 1825-1845 durch die Folgen der Durchkreuzungen ihrer Zucht zugunsten der Percherons erlitten.

So stehen wir am Schlusse unseres Ganges durch die Jahrtausende schweizerischer Pferdezucht. Wir haben gesehen, dass die Zucht des Pferdes in der Schweiz weit bedeutender und blühender war als es die Rindviehzucht jemals gewesen. Die Schweiz war eines der berühmtesten Pferdezuchtländer der Welt.

Wenn französische Autoren die Percheronszucht der des englischen Voll-bluts zur Seite stellen wollen, so dürfen wir gewiss ohne Irrtum konstatieren, dass das Schweizerpferd mehr als vier Jahrhunderte den Pferdemarkt Süd-europas beherrschte und die Hauptmasse der Arbeits- und Strapazierpferde dieser weiten Gebiete gestellt hat. Ich wüsste nicht, welche Pferdezucht der Erde sich gleiches nachrühmen kann.

Zwar war das Schweizerpferd nie schön im sportlichen Sinne und daher nie von Sportsleuten aller Zeiten umschwärmt wie die Orientalen, die Engländer usw., es war nie ein eigentliches Reitpferd, aber dafür das allgemein verwendete Arbeitspferd des Bauern und der Handelswelt, als noch keine Eisenbahnen existierten, und das Train-, Artillerie- und schwere Kavalleriepferd der Armeen Südeuropas.

Wenn die vorstehenden Studien dem schweizerischen Pferdefreunde das klar gemacht haben, wie gross und herrlich in den Augen der andern Völker einst die schweizerische Pferdezucht dagestanden hat, und wenn man dies in Zukunft in allen Pferdefragen nicht vergessen, und der grossen Traditionen schweizerisch-nationaler Pferdezucht stets gedenken möchte, dann ist der Zweck der vorliegenden Arbeit erfüllt.